Der Deutsche im Osten

„Deutsch-Osteuropa“

Jahrgang 4 Ende November 1941 Heft 11

Postversandort Danzig

INHALT

Das Titelbild zeigt die Hermannsfeste in Narwa

Die Bildvorlagen sind von:

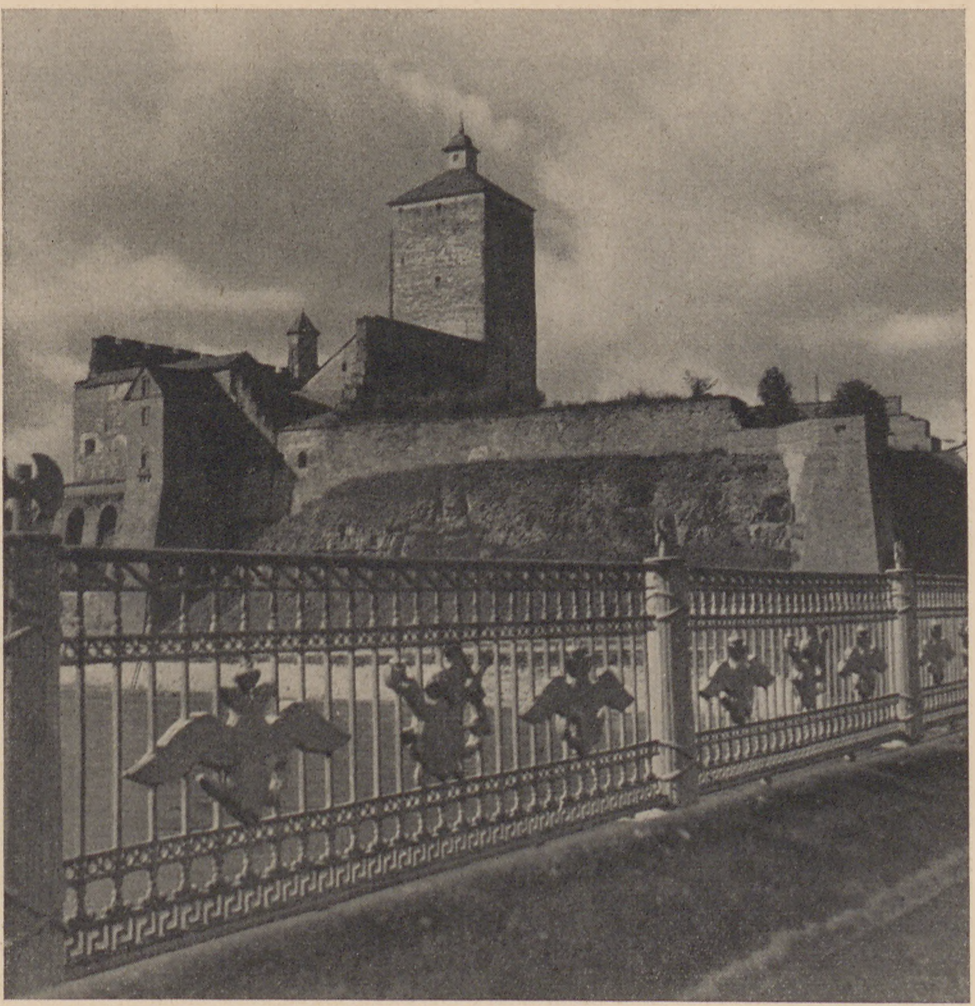
V. Pantenburg, Rodenkirchen, Seite 689, 721, 724; R. Frick, z. Z. bei der Wehrmacht, Seite 696, 697, 699, 701; Foto Sönnke, Danzig, Seite 720, 731, 733, 734, 735; L. Kattwinkel, Seite 722; W. Kernspecht, Danzig, Seite 725; Paul Gronert, Danzig, Seite 726, 727, 728, 729, Kunstdrucktafeln I, II, III, IV.

Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Willy Drost, Danzig; Richard Frick, z. Z. bei der Wehrmacht; Karl Richard Ganzer, München; Dr. Hermann Haßbargen, Danzig; Gauschulungsleiter Wilhelm Löbsack, Danzig; Vitalis Pantenburg, Rodenkirchen; Wolfgang Pohl, Kattowitz; Dr. Karl Viererbl, Reichenberg.

Hauptschriftleiter: Dr. Detlef Krannhals, Danzig. Schriftleitung: Dr. Detlef Krannhals — Hanns Strohmenger. Verlag: „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig. Gesamtauslieferung: Vertriebsleitung des Gauverlages „Der Danziger Vorposten" G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Bezugspreise: Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.

Druck: A. W. Kafemann, Danzig. Anzeigenverwaltung: „Der Deutsche im Osten", Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Ruf: 225 51. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leo Meister, Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Zuschriften nur an „Der Deutsche im Osten", Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.



Der Deutsche im Osten

Monatsschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 4 Ende November 1941 Heft 11

Karl Richard Ganzer

Die Leistung des Reiches im Osten

Während sich der europäische Westen im hohen Mittelalter langsam aus der Wirrnis staatlicher Kleinformen zu größerer Geschlossenheit durchzukämpfen bemühte, und während die kompakte Mitte zu einem vom deutschen Volk organisierten deutsch-burgundisch-italienischen Machtblock geformt war, hatte der nahe europäische Osten in einer chaotischen Gelockertheit verharrt, die nach Gestaltung verlangte. In der Völkerwanderung hatten die Bildestämme des germanischen Kernvolks sich als Träger der großen Gestaltungskräfte erwiesen; während der Kaiserzeit hatten sich die Deutschen im Vergleich mit den anderen europäischen Völkern als die Träger des einzigen Reichs- und Ordnungsgedankens gezeigt. Als das deutsche Volk sich den politischen Problemen des mitteleuropäischen Ostens näherte, enthüllte es sich als das größte Kolonisatorenvolk, das die Geschichte kennt.

Die Kolonisationsgeschichte lehrt, daß mit Ausnahme der niederdeutschen, teilweise westfälischen Buren kein einziges europäisches Volk außer dem deutschen seine Erwerbungen in Form einer dichten, zugleich breite Räume erfüllenden Bauernsiedlung zu organisieren verstanden hat. Selbst die amerikanische oder gar australische Besiedlungsgeschichte ist nicht die Geschichte einer echten bauerntümlichen Leistung, die organische Ordnungen mit vielfältig gebundenen Lebensformen und damit ein urtümliches Geschichtsgefühl setzte, sondern die Geschichte eines Landerwerbs, der durchaus „industrielle" Zielsetzungen verfolgte und nur seichte, nicht wurzeltief bäuerliche Bindungen an den Raum erreichte. Den errungenen neuen Raum den Strukturen des Mutterlandes so anzugleichen, daß er sich im wesentlichen nicht mehr unterschied, ja, daß die Geschichtskraft des alten Landes ungebrochen auf ihn übergehen und in ihm zu immer neuen Erfüllungen reifen konnte: diese eigentliche schöpferische Leistung innerhalb eines Kolonisationsvorganges hat nur das deutsche Volk vollbracht, und gerade in ihr hat es sich als die vornehmste Ordnungsmacht Europas bewiesen.

Denn als es von seiner östlichen Grenzstellung an Elbe, Böhmerwald und Enns aus in den Osten zu greifen begann, unternahm es die elementarste aller geschichtlichen Leistungen: Chaos zur Form umzuschaffen. Der Osten hat niemals in seiner frühen Geschichte sich aus eigener Schöpferkraft zu höherer Lebensfähigkeit, d. h. zu staatlichen Machtgebilden zu organisieren vermocht. Der böhmische Raum, dem die Verwirklichung einer staatlichen Konstruktion unter einheimischen Fürsten noch am ehesten gelang, vollbrachte dies seit König Heinrichs Zeiten nur noch als Glied des Reiches, das ihn in einem großen Zusammenhang hielt und so vor dem taumelnden Weg der Unzulänglichkeit tausend Jahre lang bewahrte. Aber schon das polnische Volk, reicher in seiner Menschenzahl, anspruchsvoller in seiner Selbsteinschätzung, berauschbar in seinen Wertgefühlen, hat die Gefahren der Unzulänglichkeit über ein Jahrtausend lang bis in alle Hybris und alle Schande durchexperimentiert, ohne sich je zu behaupten. Angefangen bei Misika-Dago, dem Führer einer germanischen Kriegergefolgschaft, der mit seiner germanischen Reichskraft den ersten polnischen Staat aus einer Vielzahl dumpfer slawischer Stämme zusammenschweißte, bis herauf zum modernen Experiment eines polnischen Nationalstaates, der auch nur vasallisches Glied der raumfremden Satrapenordnung von Versailles war, ist die polnische Geschichte eine Geschichte wechselnder Abhängigkeiten, nie einer gesicherten Eigenständigkeit. Auch Ungarn hat nur dann aus vollen Kräften gelebt, wenn es

sich im Einflußfelde des Reiches hielt. Und gar die vielen slawischen Einzelstämme hart an der alten Volkstumsgrenze, von den Obotriten an der Ostsee bis zu den Slowenen am Alpenfuß — wie hätten sie jemals zu eigener Staatlichkeit durchstoßen sollen? Von Anbeginn war der ganze riesige Raum dem Reiche zugeordnet, abhängig von ihm, getragen von ihm, lebensfähig nur im Zusammenhang mit ihm.

In diesen Raum hat sich das deutsche Volk mit seiner blutlichen, gesellschaftlichen und staatlichen Kraft hineinergossen, viele Jahrhunderte lang. Nur durch diese gewaltige Ausströmung deutscher Kraft hat er Form gewonnen — völkische, soziale und staatliche Form. Im Ablauf der großen Siedlungsbewegung, die vom 10. bis zum 14. Jahrhundert in ununterbrochener Fortdauer, aber herauf bis in die maria-theresianische und friderizianische Zeit in immer neuen Einzelunternehmungen sich vollzog, sind an 900 000 Quadratkilometer Raum für die deutsche Kultur, also die deutsche Formkraft gewonnen worden, d. i. beinahe das Dreifache des ursprünglichen Deutschen Reiches. Allein im polnisch-galizischen Raum wurden bis zum 14. Jahrhundert an tausend deutsche Ortschaften nach deutschem Recht gegründet, in einem siedlungsarmen Land, das mit diesen Gründungen zum erstenmal die Elemente gesellschaftlicher Struktur, handwerklichen Lebens, staatlicher Existenzfähigkeit gewann. Dies waren Gründungen im fremdvölkischen Raum. Ihnen voraus war die in kriegerischer Eroberung und bäuerlicher Ersiedlung vollzogene Gewinnung neuen Volksraumes gegangen, der größer war, als das Gebiet der alten Stämme; die Ostmark zwischen den Alpen und der ungarischen Ebene, die breiten Ränder und die Inseln des böhmischen Kessels, der sächsische Zentralraum mit dem langgedehnten schlesischen Gebiet, und endlich die ganze norddeutsche Tiefebene von der Elbe bis hinauf an die Buchten von Riga und Reval, die fernen Inseln in der Völkerflut der Tatra und Siebenbürgens nicht zu vergessen.

Kaum hatte die Ostbewegung sich in den neuen Gebieten festgesetzt und deren schlummernde Kräfte so entwickelt, daß das Leben der Räume zu strömen begann, als großenteils von den Ostseeländern, dem neu ersiedelten Kolonialboden her die Hanse mit imperialen Ausgriffen in den Norden hinaus zu wirken begann und ein zwar lose gegliedertes, aber durchaus dem staatlichen Bereich zugehöriges Einflußgefüge aufbaute, das von der atlantischen Küste Frankreichs bis an die baltischen Gestade reichte, Skandinavien bindend, dessen führende Städte Bergen, Stockholm und Wisby ihr wirtschaftliches und teilweise ihr politisches Leben der Hanse zuordneten, England zur Anerkennung zwingend, vor allem den Wachstumswillen Dänemarks und seiner Ostseeplanungen für immer zerbrechend. Ein deutscher Kraftstrang neben dem anderen spannte sich über die Meere des Nordens, und so gewaltig war die Belebung, die diese halb machtmäßige, halb wirtschaftliche Dynamik bewirkte, daß auch durch sie die Ablösung des Mittelmeeres von seiner bisherigen Rolle, das einzige Meer des Weltverkehrs zu sein, eingeleitet wurde — eine Umlagerung weltgeschichtlichen Ausmaßes, die die Voraussetzung dafür schuf, daß später die Mächte des Nordens zu imperialen Weltmächten werden konnten. Tragischer Vorgang zugleich, weil wieder einmal das deutsche Volk die Grundlagen eines Gebäudes errichtete, das von anderen betreten und in eifersüchtigen Besitz genommen wurde.

Dies also war, zusammengefaßt, das erste Zeitalter unserer Reichsgeschichte: Beherrschung und Gliederung des ganzen mitteleuropäischen Raumes unter Ausschluß raumfremder westlicher Eingriffe; Aufbau der neuen ostmitteleuropäischen Ordnung mit ihrer unerschöpflichen Lebensfülle, die erst heute, wiederum unter der ausstrahlenden Ordnung des Reiches, ihren strömenden Reichtum entwickeln wird; und endlich mit der hansischen Leistung ein Beitrag zur revolutionären Umlagerung der bisherigen Bedingungen des Weltverkehrs. Gewaltige Schöpfungen eines gewaltigen Volkes, einmalig in ihrem Umfang, einmalig in ihrer bauenden Kraft, einmalig vor allem als Zeichen einer Wertfülle, die sich Anerkennung erzwang durch ihre innewohnende Autorität der Leistung. Wie die große europäische Politik der Kaiser sich von jedem be-

schränkten Imperialismus grundsätzlich unterscheidet, weil sie nicht aus einem Unterjochungswillen, sondern aus einer anerkannten Bereitschaft zur Ordnung und zur Verantwortlichkeit wirkte, so beruhte auch die Raumpolitik im Osten und die wirtschaftliche betonte Machtpolitik im Norden auf der Anerkennung führertümlicher Kräfte, der sich die anderen Völker nicht nur beugten, sondern der sie die Gestaltung ihrer eigenen Interessen selber anvertrauten. Ohne die Deutschen beständen nicht Riga und Reval, Warschau und Posen, Lemberg und Krakau, Budapest und Prag. Ohne die deutsche Ostsiedlung beständen nicht Berlin und Wien, Lübeck und Danzig, Königsberg und Hermannstadt. Wie im Staatengefüge des mittelalterlichen Europa neben den Kaisern des Reichs die Fürsten der anderen Staaten als „arme künege" standen, so blickten zum deutschen Führer- und Reichsvolk die anderen Völker, voran die des Ostens, als Beschenkte auf, untrennbar mit seinem Schicksal verknüpft, so unbedingt in die deutsche Existenz einbezogen, daß ihr Leben gefährdet ward, so oft es sich dem Traum einer Loslösung hingab. Wie segensreich hat diese Ordnung gewirkt! Wie hat sie aus den zugeordneten Völkern Kräfte geweckt, auf die sie noch heute viele Bedingungen ihres geschichtlichen Daseins gegründet sehen müssen! Wie kraftvoll und sicher hat vor allem das Kernland Europas in diesem Gefüge gelebt. „Von den Ungarneinfällen bis zu der Zeit der Hussitenkriege ... ist Deutschland von fremdem Kriegsvolk höchstens an seinen äußersten Grenzen und auf kürzeste Fristen betreten worden" (Dietrich Schäfer). Von den Scheldemündungen bis zur innersten Bucht des Karpatenbogens, von Marseille bis Riga, Reval und Narva, von Verdun bis Lemberg, vom Skagerrak bis Sizilien gebot die deutsche Ordnung. Das deutsche Volk hat diesen ungeheuren Raum nicht immer zu halten vermocht. Aber niemals hat er sich völlig dem deutschen Einfluß entzogen.

In einer Stunde, in der, überschimmert von der Erinnerung an das völlig gleiche Erlebnis des Weltkrieges, der deutsche Soldat, vorderster Träger der deutschen Geschichte, wieder in Flandern, an den Scheldemündungen, am Skagerrak und in Bergen steht, in der über die staufischen Burgen im Rhonetal die Adler der Luftwaffe brausen, in der die alte Einheit des Reichs und Italiens wieder Wirklichkeit wurde, in der die Inselflur deutscher Siedlungen im polnischen Weichselland zurückgefunden hat zu dem unerschöpflichen Raum, der sie dereinst vor seine Grenze warf, und in der die Donaustaaten wieder den magnetischen Zusammenhang spüren, der sie bindet wie je — in diesen verdichteten Augenblicken wird die Geschichte eines Jahrtausends zu ungeheurer Schönheit zusammengepreßt in das Erlebnis von Monaten, ja von Tagen. Alle deutschen Möglichkeiten enthüllen sich wieder. Und alle Aufgaben, um die jedes starke Geschlecht sich bemüht, stehen auf.

Der vorstehende Beitrag wurde mit Zustimmung des Verfassers und der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg, der Schrift von Karl Richard Ganzer „Das Reich als europäische Ordnungsmacht 1941" entnommen.

Richard Frick

„Deutsch-Osteuropa"

Ein Feldpostbrief aus dem Osten

November 1941.

Wie auf ein von gewaltigem Sturm gepeitschtes Meer, das, aufgewühlt noch, in rollender Dünung wogend, nicht zur Ruhe zu kommen vermag, so blicken wir auf das Erleben jener Zeit der letzten vier Monate zurück, die Tag und Nacht für Millionen deutscher Soldaten im Zeichen des Kampfes standen, der um das Sein unseres Volkes geht. Zeitlos ist diese Zeit gewesen, nur die Ereignisse bildeten in ihrem jagenden Ablauf das Maß allen Denkens und Handelns. Nur wenn wieder eine neue Schlacht entbrannte, eine neue Umfassung, ein neuer Kessel Divisionen und Armeen des sowjetischen Gegners in die Vernichtung trieb, dann war dies ein Abschnitt im großen Ablauf der Dinge, die Schritt um Schritt, und doch in pausenlos vorwärtsstürmender Entwicklung, unerbittlich wie das Schicksal der Entscheidung zustrebten. — Und nun ist diese Entscheidung da: Der Bolschewismus hat keine schlagkräftige Armee mehr, die mit Tanks, Geschützen und Flugzeugen und mit einem Millionenheer fanatisierter Kreaturen Deutschland mit der Fackel der Weltrevolution in Schutt und Asche zu legen und Europa in das Chaos zu stürzen vermöchte! Mit toten Rohren starren die Kanonen in die Luft, die zu Tausenden in den Beutelagern aufgefahren sind; schief, umgestürzt und ausgebrannt stehen auf Schlachtfeldern tief in Rußland jene Panzerungstürme, die gen Westen in das Herz Europas vorstoßen sollten; stumpf, die Leere des Grauens in den Augen, ziehen die Kolonnen Hunderttausender Gefangener über die grundlosen, russischen Straßen. Was heute noch übrig ist von den ungeheuerlichen Kräften, die vor vier Monaten zusammengeballt an der Sowjet-Westgrenze in sprungbereiter, tödlicher Bereitschaft des Angriffsbefehls gegen Europa harrten, das wird unabwendbar der Vernichtung anheimfallen, so wie das Gros unter den Schlägen der deutschen Waffen in blutigem Inferno seinen Untergang fand. Wie sollte nicht, da doch dieser beispiellose Kampf nach den Worten des Führers von Anbeginn in allen seinen Operationen planmäßig verlaufen ist, die nach der Entscheidung verbleibende Arbeit der endgültigen Zerschmetterung aller noch übrigen Kampfeinheiten dieses Feindes mit uhrwerksmäßiger Genauigkeit zum Abschluß gebracht werden!

Hinter uns liegen die Bilder von Tod und Grauen, Blut und Elend, wie keiner von uns sie je zuvor gesehen hat. Hinter uns liegt alles das, was unter dem Namen Bolschewismus uns als die ungeheuerlichste Herabwürdigung menschlichen Seins und Lebens offenbar wurde, die über zwanzig Jahre das Schicksal von Millionen Menschen gewesen ist. Wir haben uns mit diesen Dingen auseinandergesetzt und daraus die elementare Erkenntnis von dem Sinn des schweren, opfervollen und höchsten Einsatz fordernden Kampfes gewonnen, den Deutschland zur Beseitigung seiner gefährlichen Bedrohung aufgenommen hat, und in den die Völker Europas in jäh erwachter Selbstbesinnung ihre Bataillone entsandt haben. — Dies aber ist die Stunde, da wir von den zur Entscheidung gediehenen militärischen Tatsachen der Gegenwart den Blick zu lenken vermögen auf jene Werte, die, über den Sieg hinaus, für die kommende Zeit unzählbarer Jahrzehnte bestimmend das Sein und Schaffen unseres Volkes beherrschen werden, wenn längst jene schwarze Erde Sowjets durch den Pflug geteilt werden wird, die heute gezeichnet ist von den Furchen der Panzer und den Trichtern der Granaten und gerötet von dem Blut unserer Kameraden.

Immer ist in diesen Weiten des östlichen Raumes der Pflug in den Boden gesenkt worden, den das Schwert erobert hat. Immer waren es durch die Jahrhunderte die Besten, Wagemutigsten und Einsatzbereitesten der Generationen unseres Volkes, die als Soldaten und Bauern, Ritter und Kolonisatoren, Kaufherren und Kulturträger dem deutschen Volkstum dieses Ostland erschlossen. Wie oft auch die Brandung der fremden Steppenvölker wieder über das Gewonnene hinwegflutete, die Burgen berennend, die Dörfer niederbrennend, die Städte zerstörend, wie oft auch unselige Zeiten den Blick der deutschen Stämme vom Osten hinweg zum Süden und Westen, nach Rom und nach Frankreich, lenkten, immer hat sich doch wie eine stumme Verpflichtung jenes Ethos bewahrt und erhalten, das wie ein Vermächtnis aus rauher, germanischer Vorzeit die Deutschen in den Osten zurückrief, mahnend, nicht das Gold Roms und die Weinberge Burgunds, nicht das höfische Wohlleben Frankreichs und die Spitzen und Geschmeide Brüssels zum Ziel ihrer Wünsche zu machen, sondern mit Blut und Schweiß jenes Land zu gewinnen, in welchem das Korn in die Erde zu säen und das Brot von fruchtbarem Acker als Preis der harten Mühen zu erhalten der Sinn des Lebens für Mann und Frau und Kind und Kindeskind ist. — Nun stehen wir in diesem Osten, irgendwo in seiner weiten Unendlichkeit, über die der Krieg sich hinweggewälzt hat. Und es will dem Gedankenlosen scheinen, als könne nur ein rasches Zurück in die warme Geborgenheit der Zivilisation vor jener trostlosen Verlorenheit retten, die den Menschen befällt, wenn er im Dämmern eines kalten Herbstabends mit seinem Blick in die graugrüne Weite der Fläche ringsum hinausstarrt und nichts anderes findet, als elende, von der Verwahrlosung befallene und vom Brand des Krieges geschwärzte Katen und Ruinen, über die heulend und sauchend der Sturm der Steppe den eiskalten Regen treibt, wie einen eiligen Boten der weißen, ahnungsvoll erwarteten Macht, die „Russischer Winter" heißt. Doch einfach das eiserne Muß macht die Tatsache zur Gewißheit, daß auch dieser Winter eben durchgestanden werden wird, mag er nun dreißig oder vierzig Grad Kälte bringen. Auch gibt es noch eins, was bei dem Gedanken hieran — wie oftmals schon früher — mit stummer Mahnung in unseren Sinn kommt: Die Erinnerung, daß auch im Weltkrieg ein deutsches Heer in Rußland stand und viermal hintereinander nach einem Sommer auch einen Winter dort bestehen mußte. Sollten wir da vor dem erstenmal zurückschrecken? — Nein, nicht das ist es, womit wir uns auseinandersetzen wollen, nicht das Problem, ob ein mitteleuropäischer Kanonenofen bei dreißig Grad Kälte einen Raum von dreißig Quadratmeter Bodenfläche zu heizen vermag, wenn zwischen innen und außen nur eine Holzverschalung existiert. Wir wollen jene Gedanken aufnehmen und in unserer Betrachtung Gestalt gewinnen lassen, die uns immer wieder dann in ihren Bann ziehen, wenn wir in unserem Quartier auf die große, grüne Landkarte des europäischen Rußlands schauen, auf der die Männer mit kleinen Papierfähnchen die Punkte abgesteckt haben, bis zu denen nun die deutsche Front nach Rußland vorgeschoben ist. Man starrt auf diese Fläche, die da vom Finnischen Meerbusen bis zu den Küsten des Schwarzen und Asowschen Meeres reicht, und, wahrhaftig, man kann sich nicht sattsehen und sattdenken an all dem, was nun in dem Begriff liegt: Das alles ist Raum, der dem deutschen Volk gewonnen ist!

Land! Wie kann der Mensch, der in der Stadt geboren ist, dieses Wort sinnvoll ausdeuten und seinen Wert erwägen? Es muß schon irgendein Erlebnis sein, das ihm einmal diese Bedeutung vom Abstrakten seiner Haus- und Straßen-Denkweise zum lebensvollen, spürbaren Wert hat werden lassen. Uns ist dies aufgegangen in jener Zeit, als wir noch von Danzig auf dem Weg „nach Deutschland" durch den polnischen Korridor fahren mußten und dort, im Durchfahren dieser 50 Kilometer, rechts und links der Straße die weitgedehnten, wogenden Felder, die saftigen Wiesen und die dunklen, grünen Forsten schauten, deren Anblick uns immer aufs neue dann die tiefschmerzliche Empfindung zu Bewußtsein kommen ließ: ... und dieses Land, dieses herrliche, schöne, reiche Land, eigentlich das unsere, gehört einem fremden Staat, gehört Polen, das es einfach durch einen der unsinnigen Paragra-

phen des Versailler Diktates erhalten hat! Dies schmerzliche Gefühl jedoch war es, welches uns damals für alle Zeit in dem Wort Land etwas Lebendiges, einen erhabenen Wert erkennen ließ, welcher dem ein Segen ist, der es besitzt. — Nun aber besitzen wir es! Nun ist unser ein Raum voller Land, der tausendmal größer ist, als jener armselige Streifen Korridor, um den es einmal — wie symbolhaft — für den ersten, östlichen Gegner dieses Krieges bei der Entscheidung ging, ob er Krieg oder Frieden wählen wollte.

Es gab einmal ein Deutsch-Ostafrika. Es wird vielleicht morgen wieder unser sein. Doch heute ist unser ein Deutsch-Osteuropa! Und sein Besitz ist wahrlich wert, dem von Kolonien gleichgestellt zu werden. Ja, wir glauben, daß dieses Land, das der deutsche Soldat des Dritten Reiches kämpfend erobert hat, für alle Zeiten dem deutschen Volke bleiben wird, der es schaffend und werkend und siedelnd und bebauend weit mehr sich schenken wird als allen Besitz in der Welt, der einmal einer Großdeutschen Weltmacht gehören wird. — Vielerlei Gründe



Hinter der deutschen Front im Osten
Wo gestern Trümmer rauchten, rauchen heute schon wieder die Schornsteine

und Beweise sind es, die wir dafür sprechen lassen können, und wir wollen sie aufzählen, um davon ausgehend einen Schritt zu tun entgegen jenem großen, noch wie in einem Nebel der Frühe verhüllt sich erhebenden Tor, hinter dem die größte aller Aufgaben der nahen, deutschen Zukunft liegt, und dessen Flügel nun weit aufgestoßen sind durch den deutschen Soldaten: Das Tor zum neuen, großdeutschen Ostraum.

Wir brauchen vorerst nicht einmal von der Zukunft zu sprechen. Schon die Gegenwart ist in diesem Raum vom Baltikum bis in die Südukraine bestimmt von den ersten Ansätzen des Aufbauens und Schaffens, das der Führer mit den Worten meinte: Niemand soll zweifeln, daß wir diesen Raum zu organisieren verstehen! Und er nannte bereits ein Werk, das mit zu den ersten Großleistungen in diesem Gebiet gehört: Die Umnagelung vieler Tausender von Kilometern russischer Eisenbahnstrecke auf deutsche Spurweite. Gewiß, als erste rollen heute über jene Schienenstränge die Nachschubzüge, die die tausendfältigen Produkte der im Kriegseinsatz Tag und Nacht schaffenden Heimat zur Front bringen. Doch es werden diese Eisenbahnstrecken — und noch tausende, neue Kilometer mehr — einmal da sein, wenn längst kein Zug mit Munition und Fliegerbomben, Pioniergerät und Panzerbenzin mehr zu einer Ostfront zu rollen braucht, sondern wenn von dort in der umgekehrten Richtung Getreide aus der Ukraine und Holz aus den russischen Wäldern, Mangan und Erz aus den Bergwerken und Petroleum aus den Ölgebieten und vieles andere dazu seinen Weg nach Deutschland und Europa nehmen wird. — Schon heute aber sahen wir zwischen den Zügen des Nachschubs solche, die fünfzig oder hundert Traktoren oder hundertfünfzig Pflüge oder etliche Dreschmaschinen aus Deutschland in den Osten brachten. Und selbst dieser Herbst bereits hat eine deutsche Ernte auf der russischen Erde gezeitigt: Die wogenden Felder, durch die der kämpfende, deutsche Soldat und der angreifende, deutsche Panzerwagen sich ihren Weg vorwärtsbahnten, sie wurden wenige Wochen später von anderen Soldaten, von den Männern des Arbeitsdienstes, von der dazu angestellten

Bevölkerung oder von Gefangenen zu einem guten Teil noch abgemäht. Und es ist wohl im ganzen kein geringer Ertrag gewesen; der deutsche Vormarsch war zu schnell, als daß die bolschewistische Absicht überall gelungen wäre, die Ernte zu vernichten. Doch andererseits, was ist dieser Ertrag von schütteren, halbverwilderten Kolchos-Feldern gegen jene Ernte, die dieselbe schwarze Erde allein der Ukraine tragen wird, wenn sie nach deutscher Art geackert und bestellt ist! Dann, wenn dort zwischen San und Dnjepr schon im nächsten Jahr Milliarden goldgelber Ähren groß und schwer auf wiegenden, hohen Halmen in viel reicherer Frucht stehen werden, dann wird das ganze deutsche Volk stolz sein auf diese, seine erste Ernte in dem von seinen Söhnen heißerkämpften Land.

Und die Städte?

Wenn sie nach wenigen Wochen der Soldat, der sie kämpfend, Straße um Straße erstürmte, wiedererblickt (wie es der Zufall für den einen oder anderen wohl gefügt haben mag), dann vermag er nur staunend den großen Unterschied wahrzunehmen, zwischen dem Gestern und dem Heute im Antlitz desselben Lemberg oder desselben Kiew, desselben Riga oder Minsk, das er noch brennend, tot, trümmerüberhäuft und von todeskalter Öde erfüllt, in der Erinnerung hat. Wohl sind noch allenthalben die Spuren der Zerstörung und des Kampfes, die eingestürzten Häuser, die Ruinen niedergebrannter Kirchen und die schartigen Löcher von MG.-Garben und Sprengstücken in den Mauern und Dächern der Gebäude zu sehen, — Spuren des Krieges, eingegraben wie Wundmale in die alten, vom ewigen Leid gezeichneten Antlitze der Städte des Ostens. Doch mit lebendiger Kraft stellt sich jetzt, alles dies schon tief in den Schatten drängend, die Gegenwart davor, die geprägt ist von den straffen Zügen der deutschen Organisation dieses Krieges: Die Wehrmacht hat nach vier Tagen wieder das elektrische Licht der Stadt in Gang gebracht. Die Wehrmacht hat nach acht Tagen dafür gesorgt, daß aus der Wasserleitung wieder Wasser kommt, deutsche Sanitätsoffiziere haben es keimfrei gemacht, wie es vielleicht schon jahrelang nicht mehr gewesen ist. Die Wehrmacht hat die Juden herangeholt, die mußten die Leichen und Kadaver vergraben oder in den Kellern der GPU.-Gefängnisse einmauern. Die Trümmer der zerstörten Häuser sind zusammengetragen und von den Straßen fortgeräumt. Wenn eine Straßenbahn da war, dann fährt sie jetzt auch wieder. Selbstverständlich ist längst der Bahnhof in Betrieb. An den Straßenecken sind unter den russisch-beschrifteten Schildern nun deutsche Straßennamen angemalt. Da ist eine Ortskommandantur, die in der ersten Zeit so ziemlich alles und jedes veranlassen muß und für jede der vielen Sorgen dasein muß, mit der man zu ihr kommt. — Dies alles ist fast selbstverständlich; man kann auch sagen, abgesehen von einigen Unterschiedlichkeiten haben es die Deutschen im Weltkrieg auch schon so gemacht. Wenn in den Städten des Ostens manche alten Leute vor dem ihnen auf der Straße begegnenden deutschen Offizier wie mit einem Ruck die Kopfbedeckung abnehmen, dann ist es wohl in vielen Fällen richtig, den Grund dafür aus einer tief eingewurzelten Ehrfurcht aus jener „guten, alten Zeit" des Welt-



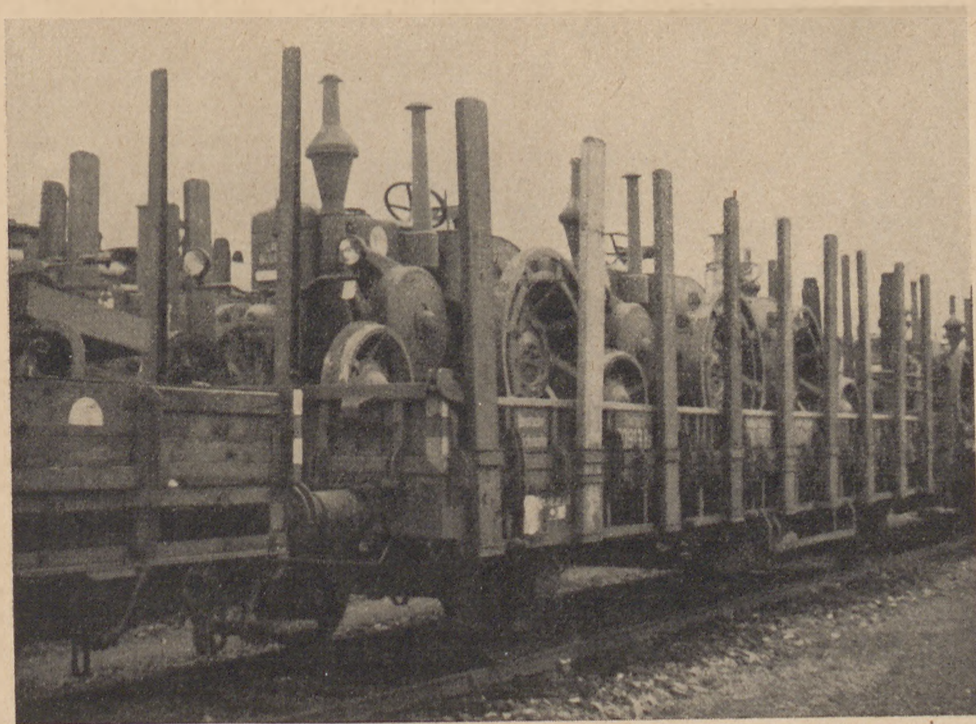
Bei einer deutschen Heeresbaudienststelle im Osten . . . verlernen die Juden mit den Händen zu reden

krieges zu suchen, als zum erstenmal hier mit deutschen Armeen auch die sprichwörtliche Ordnung und peinliche Genauigkeit einer deutschen Militärverwaltung ihren Einzug hielt.

Die deutsche Organisation des rückwärtigen Operationsgebietes erschöpft sich nicht in dem Selbstzweck des reibungslosen Funktionierens eines militärischen Behördenapparates samt Polizei oder Gendarmerie, in einer geregelten Lebensmittelversorgung der Zivilbevölkerung und dem Wiederaufbau verkehrstechnischer Anlagen (samt sofortigem Betrieb der neugewonnenen Rundfunksender). Es liegt vielmehr ein weitaus größeres Gewicht auf jenen gewaltigen Arbeitsgebieten, die im wehrwirtschaftlichen Sektor liegen und die von den Wirtschafts-Inspektionen der deutschen Wehrmacht wahrgenommen werden, deren Einsatz hier im Osten den entscheidendsten nach dem Fronteinsatz selbst darstellen dürfte. Denn alles, was — zerstört oder unzerstört — in dieser ganzen, dreimal den Flächeninhalt des alten Reiches umfassenden Zone des neubesetzten Gebietes an Betrieben und Fabriken und Werken und Werften, an Gruben und Hütten und Anlagen der Erdölförderung in deutsche Hand gefallen ist, das wird wenige Tage später erfaßt und wenige Wochen oder Monate später schon, wenn irgend möglich, in Gang gebracht sein. Und auch, was an Vieh und Getreide, an Produkten der Landwirtschaft und Betrieben der Ernährungswirtschaft samt den Verpflegungslagern und Getreidesilos der Roten Armee vorhanden ist, wird der baldmöglichen Ausbeute zugeführt. Denn dieser Krieg ist ein totaler Krieg, und wie in der Heimat eine totale Kriegswirtschaft Stadt und Land ihren eisernen Gesetzen unterworfen hat, so ist auch die wehrwirtschaftliche Erfassung dieses neuen Großraumes eine totale und liegt fürs erste gänzlich in Händen der Wehrmacht; ihr Nutzen kommt damit aber gleichermaßen der deutschen Wehrkraft zugute wie der deutschen Volkskraft; vorerst schon durch Entlastung der Heimat infolge in gewisser Hinsicht zusätzlich angebahnte Versorgung der Armeen aus Feindesland. Das Maß dieses ersten, durch die Wehrmacht dargestellten Ansatzes deutschen Organisationsvermögens ist bereits bedeutend. — Auch dieser umfangreiche Einsatz im Rücken der weiter und weiter vordringenden deutschen Ostfront ist mit planvoller Vorbereitung ins Werk gesetzt worden, so daß wenige Wochen nach den ersten, raumgreifenden Angriffserfolgen schon der vorgesehene Apparat der Wirtschaftsstäbe und Wirtschaftskommandos mit ihren unterstellten Einheiten technischer, landwirtschaftlicher und sonstiger Spezialtruppen zum Tragen kam. Die deutsche Wirtschaft und die deutsche Landwirtschaft haben hier eine große Anzahl ihrer fähigsten Fachleute, ihrer besten Techniker und ihrer tüchtigsten Landwirte abgeben müssen. Wenn aber diese Männer nun als Soldaten der deutschen Wehrwirtschaft vor solche neuen, großen Aufgaben gestellt worden sind und hier als Pioniere jenen Arbeits- und Kräfteeinsatz im Osten einleiten, der in unabsehbarer Steigerung Hunderttausende von Deutschen im Lauf der Jahre in seinen Rhythmus einbeziehen wird, — wer zweifelt daran, daß dieses Beginnen Frucht tragen wird für das ganze deutsche Volk und für Europa, für den deutschen Sieg und für den europäischen Frieden?!

Im Frieden aber — und damit wollen wir auch schon einmal Gedanken an fernere Zeiten Raum und Gestalt gewinnen lassen —, da erst wird das Land, dieser Boden kraftstrotzender Schwarzerde, dieser Raum unermeßlicher Ausdehnung seinen ganzen, reichen Segen denen geben, die nicht in slawischer Stumpfheit auf ihm dahinvegetieren, sondern die ihn in klugem Schaffen, in rüstigem Eifer und frommer Inbrunst bestellen werden! Und das werden deutsche Menschen sein!

Sowahr Deutschland nicht mehr in unbegrenztem Maße die Besten seiner Söhne in fremde Erdteile ziehen lassen und ihrer verlustig gehen kann, sowahr hat Adolf Hitler nun dem deutschen Volke im Osten seinen Lebensraum erkämpft, der erst Voraussetzung seiner Lebenskraft, Voraussetzung seiner Weltmachtstellung und damit auch Voraussetzung einstigen, kolonialen Besitzes ist. — Klar hebt sich für das kommende Jahrzehnt als letzte Phase der großen Auseinandersetzung zwischen der Weltmacht Judentum und der Weltmacht Nationalsozialismus der Kampf der Kontinente, der Kampf zwi-



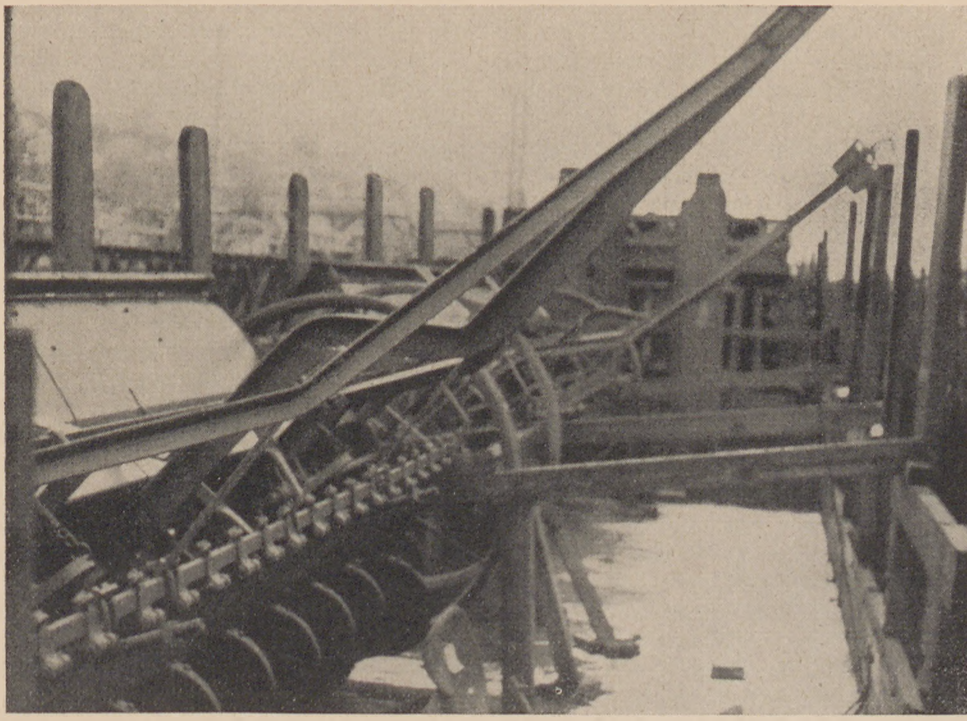
Traktoren für die Ukraine
Sie werden die Panzerunterstützung einer kommenden Erzeugungsschlacht der Deutschen im Osten werden, die würdig dem militärischen Einsatz sich anreihen wird

schen dem unter deutscher Führung neuerstandenen Europa und der letzten jüdischen Großmacht, Amerika, ab; mag dieser Kampf nun politisch-wirtschaftlich allein oder unter Einsatz der Machtmittel des Krieges auszutragen sein. Schon heute begonnen, wird er fortgeführt werden müssen von einem Europa, das nicht nur in vollem, innerem Frieden seine Stärke besitzen muß, sondern das seine Kraft schöpft aus der Erde selbst, die allein der Urquell allen Lebens und des Lebens aller Völker auf ihr ist: Die Erde, aus der ein Volk sein Brot schafft, das Land, aus dem ein Volk den Stahl für seine Waffen gewinnt, der Lebensraum, in dem es Platz hat für seine Kinder. Sie nun gewonnen zu haben für Deutschland und damit für Europa, das bleibt das gewaltige, letzte Ergebnis des deutschen Kampfes im Osten, welches bestehen wird und Gegenwart sein und Zukunft noch dann, wenn längst der militärische Sieg über den Bolschewismus Ruhmesblatt der Geschichte ist!

Kolonien werden unser Besitz sein, Deutsch-Osteuropa aber ist unser Volksraum, von dem uns kein Meer trennt, den wir besiedeln können, ohne der Siedelnden verlustig zu gehen, und in den wir unsere Kraft geben können, auf daß sie uns zehnfach wiedergeschenkt wird. Von jener Anzahl Deutscher, die heute im Reich durchschnittlich auf einen Quadratkilometer zu rechnen sind, mögen jeweils zwei oder vier oder fünf in den neuen Osten gehen, es mögen soundsoviele Bauern und Siedler, soundsoviele Ingenieure, soundsoviele Kaufleute und soundsoviele Arbeiter darunter sein — keinem braucht ein Brot nachgeschickt zu werden aus Deutschland, keiner vermindert die Zahl von 80 Millionen des geschlossenen deutschen Volkskörpers in Europa, und keiner von ihnen, der dann nicht irgendwo in Reval oder Minsk, am Dnjepr oder auf der Krim, mit jedem seiner Tagewerke dazu beiträgt, daß Tag um Tag volle Eisenbahnzüge aus dem Osten zum Reich rollen

werden und daß Woche um Woche Schiffe in die Häfen der deutschen Heimat einlaufen werden, mit Gut und Fracht aus dem Osten für Deutschland und Europa. — Wir Deutschen sind ein Volk der „havenots“ gewesen, man soll es uns nicht verübeln, wenn wir nun auch in diesen sachlichen Werten an die Messung unseres erkämpften Besitzes gehen. Wohl aber wissen wir auch jene unwägbaren, schon vorher angedeuteten Kräfte zu erkennen, die einem Volk — das auch ein „Volk ohne Raum“ war! — aus solchem Lebensraum zufließen. Und wir wissen deshalb, daß die Fruchtbarkeit der Erde, die wir gewonnen haben, unserem Volke auch d i e F r u c h t b a r k e i t d e r M e n s c h e n schenken wird. — Und wie wertvoll ist dem Führer jeder einzelne deutsche Mensch! Wie geizig hat er das Blut deutscher Männer in diesem Kriege in die Waagschale der Entscheidungen gegeben im Vergleich zu dem überreichen Einsatz an Material und gemessen an den erzielten Erfolgen. Wie ehrt er jede deutsche Mutter, die ihrem Volk die Söhne schenkt. Wie ist sein Kampf für Deutschland der Kampf für das Wohl und die Zukunft und den Arbeitsplatz jedes einzelnen Deutschen. Er war es, der in gigantischem Beginnen selbst jene Deutschen zu seinem Volk zurückholte, die weit verstreut in den Siedlungen des Ostens und am Rande des baltischen Meeres unter der drohend sich erhebenden Pranke des Bolschewismus für Deutschland unrettbar verloren zu sein schienen. — Der im großen Treck geholte deutsche Bauer aus dem Buchenland, aus Wolhynien und Siebenbürgen, der ackert heute schon an der Schwelle des großdeutschen Ostraumes, und weiß dabei wieder, daß er für Deutschland, wenn er für sich erntet. Seine Kinder aber werden aufs neue dem uralten Drang gehorchen und nach Osten ziehen, wenn die väterliche Scholle zu klein wird. Und sie werden Platz haben und Land, ohne je wieder eine fremde Erde bestellen zu müssen. Werden nicht ihr Tagewerk unter dem Gedanken von einst zu vollbringen brauchen, ob ihnen morgen noch das Land gehören wird, in das sie heute die Saat geben. Denn immer wird Deutschland mit starker Wehrmacht seine Grenzen schirmen. Ja, die heranwachsende, junge Mannschaft, die als starkes Geschlecht in harter Einfachheit auf den ersten deutschen Höfen des weiten Ostens groß geworden ist, sie wird in dieser Wehrmacht dienen. Soldaten werden es sein wie die, die heute kämpfend ihr Bestes geben. Soldaten werden es sein, die irgendwo im Herzen Deutschlands, in Berlin, Köln, Hamburg, München oder Wien vielleicht, ihre Dienstzeit verbringen — und mancher wird dann doch ein Mädel aus dieser seiner Garnison heimbringen auf den Hof im Osten als seine Frau, die deutsche Art und Sitte pflegt und hält.

Es gilt aber, einer naheliegenden und doch falschen Vorstellung zu wehren bei solchen Gedanken an die künftige, deutsche Durchdringung des Ostraumes: Wenn einmal dieses Land, so weit und groß es ist und so grauenvoll und gründlich es durch zwanzig Jahre Bolschewismus und den Tornado eines modernen Krieges zu einem Sodom und Gomorrha verwandelt worden sein mag, wenn dieses Land einmal in friedlicher Zeit unter deutschen Händen und mit deutschem Fleiß auf den Weg des Wiederaufstiegs gebracht werden wird, dann wird auch mit deutscher Gründlichkeit und mit der ganzen, modernen, technischen Vollkommenheit nationalsozialistischer Organisationsmethoden hier auf allen Gebieten deutscher Lebensstil zur Entfaltung gebracht werden. Niemand aber soll daran zweifeln, daß nach zehn Jahren friedlicher deutscher Kolonisation auf jedem noch so entfernten deutschen Hof und Herrenhaus moderne elektrische Anlagen die rationellsten landwirtschaftlichen Arbeitsmethoden zur Selbstverständlichkeit machen; daß in den Stuben das elektrische Licht brennt und der Rundfunkempfänger deutsche Musik ertönen läßt; daß deutsche Schulen für die Kinder da sind; daß deutsche Theaterkultur und deutsche Filmkunst, deutscher Humor und deutsche Feierabendgestaltung von „Kraft durch Freude“ auch dorthin gebracht werden, wohin schon heute die Fronttheater von KdF. unterwegs sind; daß Straßen das Land durchziehen werden und Autobahnen, dort, wo wir heute auf den „Rollbahnen“ die Kolonnen der Kriegsfahrzeuge an uns vorüberziehen sehen. Straßen aber sind für die Wirtschafts- und Verkehrseroberung eines Landes das, was für den Bauern der Pflug und für



Pflüge rollen nach Osten
Die größten, die es gibt, werden Sowjet-Erde furchen

den Soldaten die Waffe ist. Auf diesen Straßen werden die Deutschen in ihren Kraftwagen fahren und an den Tankstellen zur Seite wird es Benzin in Hülle und Fülle geben. Die Eisenbahn aber wird die Fern- und Güterverbindung nach Deutschland herstellen. Flugzeuge werden die Post hin- und herschaffen, viel schneller als heute die Feldpost aus der Heimat zu uns kommen kann. Traktoren, so stark wie jetzt unsere Panzer, Motorpflüge, Mäh- und Dreschmaschinen in technisch größter Vollkommenheit werden es sein, mit denen der Deutsche hier sein weites Land und dessen überreiche Produkte bearbeiten wird. — Gewiß, mag es noch seine Zeit dauern, bis diese Dinge Wirklichkeit werden können, eins aber steht fest: Deutschlands Großraum zwischen Ostsee und Schwarzem Meer wird nicht der „Wilde Osten" Europas sein, sondern es wird mit jedem Jahr mehr und mit jedem zweiten und vierten Jahr um ein Vielfaches mehr erschlossen und ausgebaut und organisiert und ausgeschöpft werden, als der große, unermeßliche Brunnen aller jener Werte, jener Güter und jener materiellen und blutsmäßigen Kräfte, deren Einsatz es im Kampf um die Selbstbehauptung Deutschlands und des neuen Europas in der Welt bedarf.

Das ist das Morgen des neuen deutschen Lebensraumes im Osten, in dem wir heute als Soldaten stehen, noch inmitten der Gegenwart der großen militärischen Geschehnisse. Doch eben weil derjenige, der kämpft, an den Sieg denken muß, und der, welcher siegen will, auch den Frieden vor Augen hat, deshalb ist dieser Ausblick auf das Morgen keine willkürlich heraufbeschworene, individuelle Vorstellung, sondern eine Auseinandersetzung mit der einfachen Tatsache der weiten Fläche Landes, über die wir aus dem Fenster schauend hinblicken, und der geschlossenen Größe des Gebietes, das unser Auge auf der Landkarte — westlich der Linie der Papierfähnchen — erfaßt. Jeder von uns aber hat tausendmal so den Blick in diese ewige Weite ringsum schweifen lassen und ein

oder das andere Mal sind bei besinnlichem Schauen ihm die gleichen Gedanken in das ahnende Bewußtsein gekommen; Gedanken zu der Idee, der wir in einigem Gestalt zu geben uns versuchten. — Ja, Idee muß die Tatsache dieses größten, unserem Volk gewonnenen Besitzes werden! Es darf keinen Deutschen geben, der noch zu sagen sich nicht scheute: Nun, da habt Ihr den Bolschewismus besiegt, Gott sei Dank, aber was sollen wir bloß mit dem entsetzlich großen Gebiet machen, das die deutschen Soldaten erkämpft haben? — Nein, der Soldat zumindest denkt nicht so. Ihm ist der Preis allein an Mühen, Kampf und Schweiß und Blut, den er gezollt hat, zu heilig, als daß ihm nicht auch der Gewinn dieses Landes heilig wäre. Auch ist es so, daß immer schon der Soldat gewußt hat, welch hoher Wert darin steckt, das Land, den Grund und Boden zu besitzen; denn in allen Kriegen fast ist doch um Land gekämpft worden, und wo immer dieses Land liegen mochte, ist dabei in seiner Erde das Blut versickert, das die Kämpfenden dafür gaben. Ja, um Land auch kämpften schon einmal deutsche Soldaten gegen den Bolschewismus. Damals, nach dem 9. November 1918, hatten sich mit dem „Trotzdem“ auf ihrer Fahne die letzten, aufrechten deutschen Kämpfer jener gleichen bolschewistischen Gefahr entgegengeworfen, die schon damals in ihrem ersten Bestehen das ausgeblutete Deutschland und Europa bedrohte. Es war das Bitterste am Schicksal dieser deutschen Freikorps im Baltikum, daß sie, von der Heimat verraten, für fremde Regierungen den Feind aus Kurland trieben. Eins aber ist für manchen dieser Deutschen ohne Vaterland, zu denen sie gemacht wurden, wohl die innerste und stärkste Triebfeder gewesen, in all jener Aussichtslosigkeit, in der bitteren Not und der Härte des Winters immer wieder tapfer die erbittertsten Kämpfe zu bestehen: Die Aussicht, von dem Land, auf dem sie kämpften, einmal selbst ein Stück ihr eigen nennen zu können, wie es ihnen mit einem Stück Papier versprochen war. Jener „Lehensbrief“, jener sorgsam verwahrte Fetzen Papier, er war das letzte Stück Hoffnung, das sie mit sich durch die grausam und erbitterten Kämpfe trugen, er verhieß, daß man vielleicht doch noch einmal ein eigenes Stück Erde zur Heimat in der Heimatlosigkeit haben würde, mit deutschem Fleiß ein Anwesen auf Vorpostenstellung im Osten sich schaffen könnte. — Auch dieses letzte Stückchen Hoffnung ging dann zunichte, dies letzte, noch gewagte Wunschbild, ausgemalt an manchem Biwakfeuer in kalter, dunkler Nacht in Kurland. Not und Tod und Kampf waren umsonst, alles ging unter, nur eines nicht: Die Idee! Sie ist wiedergeboren, sie ist Programm geworden, sie ist schon Tat! Wo einst vor zwei Jahrzehnten jene Freikorps mit ihrer schwarzen Fahne in den Ostwind ritten, das ist nun das Land, das ein wieder geeintes, wieder soldatisches, deutsches Volk sich mit neuen Armeen erkämpft hat, deutsches Ostland, von der Grenze Finnlands bis zur Mündung des Don, — deutscher Lebensraum, von nun an in die Jahrhunderte.

Wilhelm Löbsack

Die großen Lehren

Eindrücke und Gedanken von einer Ostlandfahrt

Als Lenin und seine meist jüdischen Komplizen nach den schweren revolutionären und kriegerischen Erschütterungen der Jahre 1917—1922 daran gingen, aus den Trümmern des von Deutschland geschlagenen und von den Bolschewisten gestürzten Zarenreiches die Sowjet-Union zu organisieren und den bolschewistischen Staat unter Vergewaltigung der freiheitlichen Bestrebungen seiner vielen Völkerschaften und jeder menschlichen Würde aufzubauen, waren sie von Anfang an bestrebt, die Verbindungen mit Europa bzw. der übrigen Welt möglichst auf ein Minimum herabzudrücken. Diese Tendenz wurde ungeachtet gewisser Schwankungen in der Taktik, die sich besonders in den ersten Jahren zeigten, während der Gesamtdauer der Existenz der Sowjet-Union systematisch und rücksichtslos verfolgt. An den Grenzen dieses gewaltigen Raumes schufen die Roten ein Niemandsland, dessen Einöde nur durch die Wachttürme der Grenztruppen unterbrochen wurde. Im 20. Jahrhundert, dem Zeitalter des Verkehrs, entstand eine chinesische Mauer im wahrsten Sinne der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes. Diese Maßnahmen der bolschewistischen Rädelsführer entsprangen einerseits dem Wunsch, den Bewohnern der Sowjet-Union jede Kenntnis von den ganz anderen und besseren Zuständen der Kulturwelt zu entziehen, um sie körperlich wie geistig als Sklaven zu halten. Nicht zuletzt diente diese Methode auch dazu, das Geschehen in der Sowjet-Union für die Außenwelt in ein geheimnisvolles und unheimliches Dunkel zu stellen. Damit erfolgte auch auf diesem Gebiet die endgültige Trennung dieses Raumes von Europa, der ja selbst während der sogenannten Petersburger Epoche der russischen Geschichte nur vorübergehend und teilweise im wesentlichen unter Mithilfe von Deutschen in gewissem Sinne europäisiert wurde. Durch den Schicksalskampf des nationalsozialistischen Deutschland gegen den Bolschewismus sind wir nun seit dem 22. Juni 1941 mit dieser Welt und ihren Menschen in Berührung gekommen, sowohl in den Gebieten, die praktisch erst seit einem Jahre die „Segnungen des Bolschewismus" erlebt hatten wie etwa in Litauen, Lettland und Estland oder in den früher zu Polen gehörenden Provinzen, als auch dann im „Vaterland der Werktätigen". Dank der genialen Leistungen unseres Führers, seiner Marschälle und unserer Wehrmacht, ist die Entscheidung in diesem gigantischen Kampf bereits nach etwa vier Monaten gefallen. Die wesentlichen Kräfte des Feindes sind zerschlagen, seine wichtigsten Industrie- und Ernährungsgebiete in unserer Hand. Damit stehen wir schon während dieses englischen Krieges, dessen bedeutungsvollstes Ereignis sich auf den Schlachtfeldern des Ostens vollzogen haben dürfte, vor riesigen Aufgaben der Säuberung und Ordnung dieses Ostraumes und der Notwendigkeit, uns mit all den Problemen vertraut zu machen, die sich aus unseren Zielen und dem Erbe des Bolschewismus an Menschen und Räumen ergeben. Leistung und Opfer haben unserem Volk, und damit Europa, zur Lösung maßgeblicher Lebensfragen einzigartige Möglichkeiten eröffnet, die wir nicht verspielen dürfen, sondern bis zur letzten Konsequenz auszuschöpfen haben.

+

Auf einer Reise, die Litauen, den Korridor der Kulturlosigkeit an der ostpreußischen Grenze, nur kurz berührte und besonders durch Lettland und Estland bis

nach Narwa und dann hinaus über die alte Sowjetgrenze in Richtung Kingisepp (Jamburg) führte, lernte ich manche Erscheinungsformen dieser Europa feindlichen sowjetischen Welt kennen. In Gefangenenlagern sah und sprach ich Sowjet-Menschen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Bolschewisten es fertiggebracht haben, einen gewissen Typ, eben den Sowjet-Menschen, zu fabrizieren. Diesen Typ, der, wie Soldaten, die den Weltkrieg bereits mitgemacht haben, berichten, in vielem anders ist als der Muschik, den sie damals erlebt hatten. Die hochgewachsenen blonden Russen, die zu jener Zeit zu vielen Tausenden in die Gefangenenlager strömten, fehlen. Die wiederholten Liquidierungsaktionen größten Ausmaßes durch Genickschuß oder Hunger haben die Ausmerzung dieser Menschen bewirkt. — Bei Mitau ist ein Gefangenenlager im Gelände einer früheren bolschewistischen Agrarausstellung untergebracht. Große Malereien bedecken die Holzwände und zeigen den „glücklichen Sowjetbürger aus dem Paradies aller Werktätigen", wie er, wohl gekleidet, überreichen Anteil hat an den Gütern des Landes. In einem bizarren Gegensatz dazu steht die stumpfe abgerissene Masse der unzähligen Gefangenen, unter denen sich auch viele Asiaten befinden. Die Erscheinungsbilder zeigen, wie in manchen anderen Lagern, die ich gesehen habe, daß die Bolschewisten systematisch aus dem immer zwiespältigen und zur Selbstzerfleischung neigenden Charakter dieser östlichen Völker bewußt die Elemente der Gewalt, des Nihilistischen, entwickelt haben. Wenn man diese Gesichter ansieht, so denkt man unwillkürlich daran, wie oft die slawischen Völkerschaften dieser Räume durch fremde Eroberer, seien es mongolische Nomaden oder asiatische Horden, unterworfen wurden. Geschehnisse, die dann einschneidende rassische Auswirkungen nach sich zogen. Germanische Eroberungen hinterließen natürlich auch deutliche Spuren, und später ist dann gerade unter Peter dem Großen wertvolle deutsche Volkskraft im Russentum aufgegangen. Die Menschen, die irgendwie gerade als Träger deutschen bzw. germanischen Blutes aus der vom jüdischen Bolschewismus erstrebten Masse herausragten, wurden dann zum größten Teil als Feinde des Proletariats vernichtet. — Aus den Unterhaltungen ergibt sich, daß diese Menschen erzogen wurden in ganz anderen Kategorien und Maßstäben zu denken, als wir uns überhaupt vorstellen können. Vieles, was uns entsetzlich und menschenunwürdig erscheint, empfinden sie gar nicht so. Die systematische Vernichtung der Persönlichkeit und die ebenso konsequent verfolgte Bildung einer nach Belieben zu lenkenden Masse, ließ bei dieser das Reaktionsvermögen auf Not und Elend bis zu einem Mindestmaß herabsinken. Ich war jenseits der früheren estnisch-sowjetischen Grenze in einem Dorf und besuchte eine der Kolchoshütten. Es war noch schlimmer, wie wir es früher in unserer Propaganda immer behaupteten. Zwölf Menschen lebten in einem Raum, in dem sich ein Bett befand. Die „Prawda" ersetzte die Tapeten. Das Dach hatte große Löcher, und alles machte einen verfallenen und verkommenen Eindruck. Die jüngere Frau, die für ihre Jahre weit älter aussah und einen vollkommen abgestumpften Eindruck machte, erzählte ohne jede innere Bewegung, als wenn sie vom Wetter sprach, daß ihr Mann vor drei Jahren nach dem Ural verschleppt sei. Es scheint den Bolschewisten tatsächlich gelungen zu sein, die Anhänglichkeit an die Kirche im wesentlichen zu zerstören. Man hat in vielen Fällen erlebt, daß die jetzt wieder geöffneten Kirchen nur von alten Leuten besucht werden, während die jüngeren dieser Tatsache teilnahmslos gegenüberstehen.

Nicht mit Unrecht beurteilt man Völker danach, wie sie zu ihren Toten stehen. Im früheren Rußland wurde ein dem Charakter der verschiedenen Völkerschaften entsprechend, oft eigenartiger Totenkult getrieben, der im Leben jedes einzelnen von großer Bedeutung war. Auf die Totenbestattung legte man großen Wert und Familienangehörige fanden sich oft nach russischer Sitte in festlicher Form zu Ehren des Toten an seinem Grab zusammen. Die Gräber von roten Soldaten haben wir kaum gesehen. Man erzählte uns, daß man sich seitens der Sowjets kaum um die Beerdigung der Gefallenen kümmerte und diese oft bis zur Verwesung im Gelände gelegen haben.

Nur selten sieht man einen Knüppel, auf dem die Mütze eines Rotarmisten hängt. Im äußersten Fall verscharrten die Roten ihre Gefallenen wie Hunde, wobei sie Zigaretten rauchten und schmutzige Witze machten. Bezeichnend ist auch folgender Vorgang aus dem eingeschlossenen Reval. Als die Bolschewisten ihren Abzug vorbereiteten, konnten sie etwa 180 Pferde nicht wegschaffen. Daher trieben sie die Tiere auf einen Friedhof, banden sie an den Kreuzen fest und warfen Handgranaten in den Haufen hinein!

So habe ich auf dieser Reise Spuren des Bolschewismus verfolgen können, und seine Taten lassen Rückschläge auf die Menschen zu, die dahinter stehen. Es sind in vielen Fällen Juden und wir wissen, daß das Judentum als Drahtzieher und Nutznießer das ganze System lenkte. Als Ausübende fanden wir auch oft Menschen aus den östlichen Völkern, wie aber auch beispielsweise nicht selten aus dem Lettentum, die nach den Grundsätzen erzogen wurden, wie man sie uns aus einer Sowjet-Fibel vorlas. Dort hieß eine Frage: Wieviel Faschisten bleiben übrig, wenn ein Bolschewist von sechs zwei erschießt? Man kann sich vorstellen, welches die Ergebnisse eines solchen Unterrichts sein müssen. Die grauenhaften Terrorakte, die in diesen Gebieten verübt wurden, sind nichts anderes, als die logische Folge einer solchen Einstellung. Der Mensch galt gar nichts, und so hatte man auch den festen Entschluß gefaßt, das Baltikum restlos zu entvölkern. Mit zynischem Sadismus war in einem Verschleppungsbefehl, den ich im Original in Riga sah, festgelegt, daß bei den Verschickungen die Familien auseinanderzureißen wären. So wurden die Männer etwa in nördliche Gebiete, die Frauen in den Fernen Osten, und die Kinder in irgendwelche Kinderlager gebracht. Allerdings kamen oft nur wenige dieser armen Opfer an ihrem Bestimmungsort an. Noch im September 1941 fand man verriegelte Waggons, die irgendwo abgestellt waren und in denen sich hunderte verhungerter Kinder befanden. Entweder hatte man, wie nicht selten, die Waggons einfach vergessen oder keine Möglichkeit mehr gehabt, sie abzufahren. Das war den Bolschewisten auch schließlich gleichgültig, denn Menschen gab es ja genug. Nur durch den schnellen Vorstoß der deutschen Truppen entging die gesamte Bevölkerung dieses Raumes der Verschickung. In vielen Orten waren bereits neue Pässe ausgegeben, in denen sich u. a. ein unwesentlicher Vermerk befand. Der Anfangsbuchstabe des ersten Wortes dieses Vermerkes bedeutete aber gleichzeitig den ersten Buchstaben irgendeines Gouvernements in Rußland, in das der Betreffende verschickt werden sollte. Der Terror tobte sich gerade in den Tagen des Krieges am brutalsten aus. Unzählige Beispiele können dafür angeführt werden, wie etwa die Ermordung von 189 unschuldigen Männern und Frauen im kleinen Stadtgefängnis zu Dorpat, oder die Verschleppung von annähernd 40 000 Menschen aus Reval, einer Stadt von insgesamt 120 000 Einwohnern! Allein aus Estland wurden über 10 % der Bevölkerung liquidiert oder verschleppt. Die Zeitungen bieten heute noch dasselbe Bild, wie etwa im Herbst 1939 die „Deutsche Rundschau" in Bomberg, in der immer wieder Suchanzeigen nach Verschollenen und wahrscheinlich von den Polen ermordeten Volksdeutschen erschienen. Nach der „großmütigen" Aufnahme von Litauen, Lettland und Estland in die UdSSR., setzte im Sommer 1940 der Terror als Regierungsmittel in vielfältigster Form ein mit dem oben erwähnten Endziel, dann eines Tages nach der Beseitigung führender Kräfte und der Enteignung der Massen, diese selbst mit der Verschleppung nach Innerrußland der physischen Vernichtung auszuliefern. Zuerst „nationalisierte" man alle Betriebe und enteignete praktisch jeden, der nennenswerten persönlichen Besitz hatte. Dann erfolgte mit dem Angleichen der Währung an den Rubel, eine starke Geldentwertung, die außerdem von einer gewaltigen Preiserhöhung begleitet war. Die Arbeitslöhne wurden zwar um 50 % erhöht, aber der Geldwert sank gleichzeitig um etwa 1000 %!

Systematisch wurde Angst und Unsicherheit in allen Kreisen der Bevölkerung verbreitet. Die Roten waren insbesondere interessiert an der Ausschaltung und Vernichtung der sogenannten Intelligenz. Hierbei war eine stufenweise und bewußte

Steigerung der Quälerei beliebt. Zuerst wurden die Angehörigen der führenden Schichten, im wesentlichen Staatsbeamte, aus ihren Stellungen entlassen und gezwungen, von der Substanz zu leben. Dann erfolgte eine Anordnung, daß nur Angehörige der roten Gewerkschaften Lebensmittel und Gegenstände des täglichen Bedarfs kaufen konnten, „Volksfeinde" — und dazu wurden diese Menschen erklärt — aber nicht Mitglieder dieser Organisationen sein durften. Vorübergehend wurden für sie noch einige Läden geöffnet, und dann mußten sie also eigentlich, nachdem ihnen die letzte Möglichkeit, Nahrungsmittel zu kaufen, genommen war, verhungern. Im gleichen Augenblick erschien in der Presse eine Mitteilung, daß die Sowjetregierung großzügig sei und den Volksfeinden, die eigentlich den Tod verdient hätten, Arbeitsmöglichkeiten in der Sowjet-Union gewähren wolle! Das hieß mit anderen Worten, daß diese Menschen entweder verhungern mußten, oder gezwungen waren, sich etwa zum Trockenlegen von Sümpfen bereitzufinden, um in irgendeiner Einöde vielleicht langsamer, aber um so sicherer zugrunde zu gehen. Diese Entwicklung überstürzte sich seit dem Juni 1941. Wahllos wurden nun viele Tausende verschleppt und umgebracht. Besonders schwer war Estland getroffen. In Riga bzw. in ganz Lettland hat das frühzeitige Erscheinen der deutschen Truppen vielen Menschen das Leben gerettet, und auch die sogenannte Intelligenz ist noch im beträchtlichen Ausmaße vorhanden. Wir finden ja gerade bei den Letten einen großen Wissensdrang und, begründet durch die Maßnahmen einer unfähigen Führung in diesem künstlich aufgezogenen Kleinstaat von Englands Gnaden, entwickelte sich ein intellektuelles Proletariat, wie wir es bei uns aus der Systemzeit kennen. Dienstmädchen oder einfache Handwerker mit dem Abitur sind keine Seltenheit. Ein solches Proletariat ist immer ein Unruhestifter, und es hat zweifellos auch nicht unbeträchtliche Voraussetzungen für eine gewisse Aufnahmebereitschaft für kommunistische Ideen in Lettland ergeben. Aus den Kreisen der lettischen Intelligenz entwickelte sich andererseits jener überhebliche deutschfeindliche und von Illusionen getragene Nationalismus, für dessen Experimente und Dummheiten insbesondere die Landbevölkerung immer wieder bezahlen mußte. Die Abneigung der Landbevölkerung gegen „Riga", das für diese Menschen immer mehr der Begriff politischen Wahnsinns geworden war, ist bekannt und gerade bei diesen einfachen Menschen auf dem Lande hat sich jetzt in starkem Maße endgültig die Erkenntnis durchgesetzt, daß die Letten sich nicht selbst führen können. Es wirkte wie ein zynischer Scherz der Bolschewisten, wenn sie in Riga das kitschige sogenannte Freiheitsdenkmal stehen ließen, um in Wirklichkeit die Versklavung, ja die Ausrottung der Letten durchzuführen. Diese erwähnte Intelligenz hat nach 1933 gern über das neue Deutschland diskutiert und sich oft nicht genug tun können in anmaßender, frecher Herabwürdigung der Persönlichkeiten und Einrichtungen des Nationalsozialismus, die schließlich Europa und auch sie retteten. Diese Kreise dürften aus den blutigen Erfahrungen, die sie nicht zuletzt durch eigene Schuld machen mußten, gelernt haben, jetzt das rechte Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland zu finden. Am Rande sei bemerkt, daß es für die sogenannte Intelligenz der Schweiz, die so manche Beziehungen zu der völkerbundsfrommen lettischen Führung hatte, ganz lehrreich wäre, sich im jetzt befreiten Baltenland über das Wesen des Bolschewismus zu unterrichten. Vielleicht kämen jene Herren dann, wenn auch in später Stunde, zu einem richtigen Urteil über das, was der Führer heute für die Welt bedeutet.

+

Die Spuren des Bolschewismus werden im Ostland bald vergangen sein. Gewiß wird das menschliche Leid, das diese Bestien hinterlassen haben, noch einige Generationen überschatten, aber auch dann wird das Leben siegreich und tröstend diese Wunden geheilt haben. Unvergänglich aber sind die bis zu 700 Jahre alten Werke und Leistungen des Deutschtums in diesem Raum. Der Ritterorden schuf mit seinen Burgen die Voraussetzungen für die friedliche Entfaltung des Landes und seine Durchdringung mit deutscher Kultur. In Segewold, Wenden,

Wesenburg und Fellin wie an vielen anderen Stätten künden gewaltige Burgruinen von jener Epoche. In Narwa stehen wir an einer der wirklich schicksalhaften Stätten europäischer Geschichte. Dort liegt die östlichste Burg des Ritterordens, die Hermannsfeste, gegenüber der russisch-asiatischen Flachburg Iwangorod. Beide Burgen, die eine Weltenscheide verkörpern, sind nur getrennt durch die Narwa. Hier wird uns am stärksten bewußt, wieweit vor vielen Jahrhunderten das deutsche Schwert dem deutschen Recht und der deutschen Kultur den Weg bahnte und wie klein wir im Laufe einer tragischen Entwicklung geworden sind, die mit dem Siege des Nationalsozialismus ihren Abschluß fand und dann den Ausgangspunkt für eine grandiose Entfaltung aller deutschen Kräfte bildete. Zum deutschen Wesen dieses Landes gehört das unvergeßliche Bild der Stadt Reval, die nicht zuletzt dank eines günstigen Zufalls der Zerstörung durch die Bolschewisten entging. Der Dom und die Olai-Kirche, die alten baltischen Bürgerhäuser und die Stadtbefestigungen, Bauten aus der Zeit der Hanse, die wir auch noch in wunderschönen Beispielen in Narwa finden, lassen die Erinnerung an Lübeck oder andere mittelalterliche deutsche Städte wach werden. Von Reval aus sind es nur wenige Dampferstunden zum anderen Ufer des Meerbusens, zu den Finnen, die es im Augenblick größter Not vorzogen zu kämpfen und mit dem 100-Tage-Winterfeldzug gegen die Sowjets 1939/40 den Wettlauf mit der deutschen Abrechnung und damit ihre Freiheit gewannen. „Ein wahres Heldenvolk", wie der Führer sagte, das sich nun als unser Waffengefährte seinen Lebensraum sichert und etwa im Gegensatz zu den Schweden der großen historischen Wende in Europa würdig ist.

Wenn auch die Letten nach 1919 aus Minderwertigkeitsgefühlen und Haß gegen das Deutschtum die Spitzhacke an die alte Stadt Riga legten und die Bolschewisten dann dieses Kleinod deutscher Kultur endgültig vernichteten, das Schwarzhäupterhaus, die Petrikirche und manche andere schöne Gebäude ein Raub der Flammen werden ließen, so ist doch immer noch in Riga der deutsche Charakter dieser Stadt unverkennbar.

Das Deutschtum hat in diesem Raum Großes geleistet, aber der Erfolg dieser Arbeit kam nur selten dem Reich zugute. Wenn wir dabei an die Balten denken, so erkennen wir gern die große Leistung der Erhaltung des eigenen Volkstums an. Aber es erfüllt uns schmerzlich, daß viele dieser Volksgenossen vom zaristischen Rußland geblendet waren und sich geistig zu einer gefährlichen Abgeschlossenheit entwickelten. Diese deutsche Volksgruppe war durch die Ereignisse, die sich in den letzten 25 Jahren hier abspielten, schließlich zum physischen Untergang verurteilt. Der Führer hat mit der Umsiedlung im Jahre 1939 und der späteren Nachumsiedlung 1941 all diesen Volksgenossen das Leben gerettet. Das Reich sollte ihnen damit aber nicht nur zum vorübergehenden Aufenthaltsort werden. Diese Heimkehr ins Reich hat eine weit größere Bedeutung. Das Reich gab ihnen eine neue Heimat. Nicht nur äußerlich, sondern auch geistig stehen damit diese Volksgenossen mit allen übrigen als Kämpfer dieses Reiches überall dort, wo der Führer sie einsetzt und unser Volk sie braucht. Wir wollen, daß die Zeit endgültig vorbei ist, wo deutsches Blut anderen Völkern und Mächten zugute kam. Wir möchten, daß einmal die Zeit kommt, wo uns nicht mehr Menschen deutschen Blutes als Generäle und Soldaten oder Politiker anderer Staaten feindlich gegenübertreten. Man könnte manche Beispiele anführen, daß gerade etwa im lettischen Bauerntum sehr viel deutsches Blut ist und es wirkt wie eine Ironie des Schicksals, wenn man erzählt, daß der frühere lettische Außenminister, Munters, ein Gegner des Deutschtums und des Reiches, in Wirklichkeit Mundt hieß und aus Pernau stammte. Dieser Munters war mit einer Bolschewistin, einer Sekretärin des früheren sowjetischen Außenkommissars und Juden Litwinow, verheiratet und übernahm dann nach der Besetzung Lettlands durch die roten Truppen einen höheren Posten im Außenkommissariat in Moskau!

Im Ostland mahnen uns Werke aus Stein, Burgruinen, alte Kirchen und herrliche Bürgerhäuser an eine große

deutsche Vergangenheit. Viel deutsches Blut, das uns hier verloren ging oder unter fremder Knute litt, klagt uns an; am lautesten aber sprechen die vielen deutschen Soldatengräber, in denen unsere Kameraden aus dem Weltkrieg und den Kämpfen des Sommers 1941 ruhen. Manchmal sind es einzelne an der Straße oder irgendwo in einer einsamen Gegend am Peipussee, dann und wann aber Hunderte und mehr, wie in den Wallanlagen von Narwa oder an der Straße nach Riga. Irgendwo an einer Brücke liegt ein Mann der Organisation Todt begraben. Als deutscher Arbeitsmann hat er Schulter an Schulter mit den Kameraden im grauen Rock seinen Frontarbeitseinsatz mit dem Leben bezahlt. „Sie starben, auf daß Deutschland lebe“, heißt es auf einer dieser Ruhestätten. Das ist ein großes Wort und hinter ihm steht ein noch größeres Opfer. Uns ist das Leben durch den Einsatz dieser Männer geschenkt. Von uns erwartet nicht nur das Heer unserer Gefallenen, sondern alles deutsche Blut, das bisher in diesem Raum zugrunde ging, daß wir so leben, auf das Deutschland leben kann. Große Gedanken und große Maßstäbe sollen uns beim Bau des großen germanischen Reiches deutscher Nation beherrschen, dann werden sich auch wahnsinnige Fehlkonstruktionen und tragische Irrwege nie wiederholen und die deutschen Opfer im Ostland ihren tiefen Sinn erfüllen.

Europa soll unter unserer Führung, mit Einschluß jener Räume des Ostens, die zwar auf der Karte, aber in Wirklichkeit nie europäisch waren, endlich eine Einheit werden. Der jüdische Sklavenstaat mit dem Aushängeschild Stalin, die Sowjet-Union, ist im Zerbrechen und mit ihm wird auch der Sowjetmensch verschwinden, damit Ordnung, Recht und menschliche Würde einziehen können. Der in der Geschichte bisher größte, von Juden inszenierte, Aufstand gegen Europa ist niedergeschlagen. Die Ostjudenfrage, die zum Teil schon in Elementarausbrüchen der gequälten Völker des Ostens ihre Lösung fand, wird eines Tages endgültig bereinigt werden.

Unsere Männer haben die Weite des Ostens in blutigem Einsatz erkämpft. Ihnen mußte auch sein mystisches Dunkel weichen, um dem Licht einer neuen Welt Raum zu geben.

Die verlorenen Westgebiete der Sowjetunion

Mit dem raschen Vormarsch der deutschen Wehrmacht sind der Sowjetunion gewaltige Räume mit kriegsentscheidenden Industrie- und Rohstoffgebieten verlorengegangen. Unser Bericht vermittelt einen sachlichen Überblick über die politische und wirtschaftliche Bedeutung des Verlustes der Westgebiete für die Sowjetunion.

Die Frage der Gebietsgliederung der Sowjetunion hat eine lange Vorgeschichte. Vom verwaltungstechnischen Standpunkt aus wurde das alte Rußland vor dem Ausbruch der bolschewistischen Revolution in sogenannte Gouvernements geteilt. Diese Verwaltungsreform wurde bereits von Peter dem Großen eingeleitet und von Katharina II. fortgesetzt und ausgebaut. Vor dem Weltkriege stellte das europäische Rußland 51 und das asiatische 19 Gouvernements. Diese Gliederung Rußlands, die nach westeuropäischem Muster durchgeführt wurde, hatte jedoch wenig mit der geopolitischen, völkischen und wirtschaftlichen Struktur des Landes zu tun.

Der russische Gelehrte D. Mendelejeff hat in seinem Buch „Zur Erkenntnis Rußlands"[1]) den Versuch unternommen, das Zentrum Rußlands vom Standpunkt der inneren Kolonisation festzulegen, er kommt dabei zu dem Schluß, daß das Bevölkerungszentrum der Sowjetunion in nicht ferner Zukunft im Gebiet von Omsk (Sibirien) liegen wird.

Die geschichtlichen Wandlungen der geopolitischen und wirtschaftlichen Struktur der russischen Gebiete vor dem Weltkriege lassen sich auf die kurze Formel bringen: „Wenn das moskowitische Rußland seine industrielle Basis im Norden suchte und das Rußland des 18. Jahrhunderts am Ural, so wandte es sich im 19. Jahrhundert dem Süden zu." Die verarbeitende Industrie Rußlands richtete sich nach Westen und die Montan- und Rohstoffindustrie nach Osten aus. „Das Schwergewicht der Landwirtschaft verlagerte sich ebenfalls immer mehr nach Südosten in das Hinterwolgagebiet und nach Westsibirien."[2])

Nach dem Ende des Weltkrieges, der tiefgreifende Änderungen der russischen Westgrenze mit sich brachte, beschloß die Sowjetregierung, die neue Grenzlegung der von ihr beherrschten Gebiete vorzunehmen.

Drei Gesichtspunkte waren für diese Reform maßgebend: erstens wehrpolitische, zweitens völkisch-ethnographische, drittens wirtschaftliche.

Die Gebietsverluste der Sowjets im Westen und die Furcht vor einer Auseinandersetzung mit dem nichtbolschewistischen Europa veranlaßten die Sowjetregierung zu dem Versuch, das Schwergewicht ihrer Rüstungsindustrie nach Osten, in den Ural und nach Sibirien zu verlegen. Der Anfang dazu wurde bereits von der alten russischen Regierung gemacht, indem sie während des Weltkrieges die größten Industriebetriebe aus den bedrohten Westgebieten in das Innere des Landes und in den Osten verlegte.

Dieser Prozeß war gegenwärtig im vollen Gange. Mit wenigen Ausnahmen, hauptsächlich im Gebiete von Leningrad, das nach wie vor ein wichtiges Rüstungs- und Schiffbauzentrum darstellt, wurde das

[1]) D. Mendelejeff: „Zur Erkenntnis Rußlands", Petersburg 1907, Auslandsausgabe: Belgrad 1938.

[2]) Vergleiche J. Semjonow: „Die geographischen Richtlinien des Fünfjahresplanes." — „Die Grenzen der Sowjetunion.". (Zeitschrift f. d. Geopolitik 1933, Heft 2 und 3.)

Schwergewicht der Rüstungsindustrie nach den Ostgebieten verlegt.

Die im Laufe des Weltkrieges und der darauf folgenden „Wirrenzeit" außerordentlich zugespitzte Nationalitätenfrage verlangte gebieterisch wenigstens eine Kompromißlösung. Die Struktur- und Standortwandlungen der Industriegebiete und die Bildung neuer Industriezentren machten ebenfalls ihre verwaltungstechnische Erfassung notwendig. Diese innere Grenzbildung zog sich über Jahre hin und wurde erst 1936 einigermaßen abgeschlossen.

Vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges zählte die Sowjetunion 16 Bundesrepubliken, 21 autonome Republiken, 10 Autonomgebiete, die sich in folgende Gebiets- und Verwaltungseinheiten des europäischen und asiatischen Teiles der Sowjetunion aufgliedern.

Das Industriezentrum umfaßt die Gebiete von Moskau, Iwanow und Jaroslawej, das Schwarzerde-Gebiet zerfällt in die Landschaftseinheiten von Kursk und Woronesch, das Nordgebiet zerfällt in das Petersburger Gebiet, die frühere Finno-karelische Bundesrepublik, den Nordgau und die „Autonome" Republik Komi, und der Westen bestand aus der Bundesrepublik Weißruthenien, dem Westgau und dem Gebiet von Twer.

Das Wolgagebiet zerfällt in ein Dutzend Einheiten, darunter sieben „autonome" Republiken, wie die der Tataren, der Kalmücken, der Wolgadeutschen, der Tschuwaschen, und in einige andere Gebiete, wie das von Samara, von Saratow, Zaryzin und Nishninowgorod.

Der Süden der UdSSR. gliederte sich in die früheren Bundesrepubliken Ukraine und Bessarabien mit der Nordbukowina sowie die „Autonome" Republik der Krim.

Nordkaukasien besteht aus dem Schwarz-Asow-Meer-Gebiet, dem Gebiet von Wladikaukas und vier anderen „autonomen" Republiken, während Transkaukasien in die Bundesrepubliken von Aserbeidjan, Armenien und Georgien zerfällt. Den Schluß bilden der Ural mit den Gebieten von Jekaterinenburg, Tschjeljabinsk und Orenburg sowie der „Autonomen" Republik der Baschkiren und schließlich die Großgebiete Sibirien und Mittelasien.

Bei dieser Gliederung ging die Sowjetregierung von den obengenannten Zielsetzungen aus. Diese gerieten dabei mit den verwaltunastechnischen Notwendigkeiten in Konflikt, der meist durch eine Kompromißlösung beseitigt wurde. Auch nach der Durchführung dieser inneren Grenzziehung blieb der geschichtlich herausgebildete Unterschied zwischen dem Westen und dem Osten des europäischen Teiles der Sowjetunion weiterhin bestehen.

Der Westen dieses Raumes, der nachstehend untersucht werden soll, besteht aus folgenden Gebieten:

	qkm	Einw.	Bev.-Dichte
1. Nordgau	1 242 500	2 728 900	2,3
2. Seengebiet	331 500	6 475 600	19,5
3. Westgebiet	163 000	6 645 100	40,6
4. Moskauer Gebiet	157 600	11 962 100	75,1
5. Industriegebiet von Iwanowo-Wosnesensk	123 100	4 379 100	35,6
6. Zentral-Schwarzerde-Gebiet	191 700	11 824 000	61,9
7. Weißrußland (ohne ehem. polnische Gebiete)	127 600	5 334 200	53,4
8. Karelien (ohne finnisch-karelische Gebiete)	147 000	372 000	2,5
9. Ukraine	445 000	32 000 000	72,0

Der Nordgau liegt östlich von Leningrad und Karelien, er umfaßt die Flußniederungen der vier größten Flüsse des Eismeeres: Onega, Nord-Düna, Mesenj und Petschora. Zum Nordgau wird gewöhnlich auch das sogenannte Gebiet der Antarktis gezählt: Nowajasemlja (Neuland), Wajgatsch, Kolgujew und das

Franz-Josef-Land. Das Klima ist sehr rauh und kalt nicht nur im Norden, sondern auch im Osten des Gebietes. Die Flüsse sind zweihundert Tage im Jahr mit Eis bedeckt, der Unterlauf der Petschora sogar 270 Tage. Der Nordgau ist ein ausgesprochenes Tundragebiet. Große Strecken sind von Sümpfen bedeckt. Für die Landwirtschaft geeignetes Land befindet sich in den Flußniederungen, und zwar im südlichen Teil dieses Gebietes. Im Laufe der letzten Jahre unternahm es die sowjetische Akademie der Wissenschaften verschiedentlich, das Land des Nordgaus auf seine landwirtschaftliche Eignung hin zu untersuchen. Die Ergebnisse zeigten, daß dort große Möglichkeiten für verschiedene landwirtschaftliche Kulturen bestehen.

Der Nordgau weist eine Reihe von Rohstoffvorkommen auf an Kohle im Flußbett des Petschora, Blei auf der Insel Wajgatsch, mit dessen Gewinnung bereits begonnen wurde, sowie Torf- und Salzläger.

Sein Hauptreichtum sind seine unermeßlichen Wälder. Da der Holzbedarf der einheimischen Bevölkerung des Gaues außerordentlich gering ist, so bildeten diese Waldgebiete eine der Hauptholzexportquellen der UdSSR., die die Sowjets in beständigem Raubbau ausgeschlagen haben. Eines der Haupthindernisse für eine großzügige Erschließung des Nordgaues ist das Fehlen eines ausgebauten Verkehrsnetzes. Die Flüsse haben bis heute fast keine Regulierung erfahren. Da der Lauf der Ströme zum Eismeer gerichtet ist, können die riesigen Wälder nur durch seewärtige Ausfuhr nutzbar gemacht werden.

Die Landwirtschaft des Nordgaues ist, wie bereits erwähnt, sehr schwach entwickelt. Die Saatfläche liegt größtenteils im Süden und Westen des Gaues. In den nördlichen Teilen spielt die Viehzucht die Hauptrolle. Der Nordgau ist ein ausgesprochenes Getreidezuschußgebiet. Die eigenen Ernten decken nur die Hälfte des Bedarfes. Die andere Hälfte lieferte Sibirien. Der Nordgau hat eine recht ausgebildete Rindviehzucht, die die Grundlage bildete für die Ausfuhr von Milch und Milcherzeugnissen. Außerdem wird in größeren Mengen Flachs angebaut (im Süden und Südosten). Eine überaus wichtige Rolle spielen die Jagd und der Fischfang in den Flußmündungen und auf den Inseln des Eismeeres. Die Kohlenvorkommen im Gebiet von Petschora sind von großer Bedeutung für die Schiffahrt im Eismeer und die noch sehr schwach entwickelte Industrie des Gaues.

Seine Städte liegen ausnahmslos an den Flüssen. Die Gauhauptstadt ist Archangelsk mit über 200 000 Einwohnern, die am rechten Ufer der Nord-Düna, nahe ihrer Mündung in das Eismeer, liegt. Die Stadt ist nur durch eine Eisenbahnlinie mit dem Zentrum (Moskau) verbunden. Bis zum Ausbau des Gebietes von Murmansk war Archangelsk der Hauptexporthafen von Nordrußland. Auch gegenwärtig ist Archangelsk eines der Hauptzentren des russischen Holzexportes. Es besitzt Schiffsreparaturwerften, zahlreiche Sägewerke und Zellstoffabriken. Die zweitgrößte Stadt des Gaues ist Woloada mit einer Bevölkerung von über 70 000. Wologda liegt an der Kreuzung zweier wichtiger Eisenbahnstrecken, Moskau—Archangelsk und Petersburg—Wjatka, und stellt ein wichtiges Zentrum der Milchwirtschaft des Nordgaues dar.

Östlich des Nordgaues liegt das Gebiet der Autonomen Republik von Komi, das an den Ural grenzt. Komi stellt ein Gebirgsland dar, es umfaßt ein Gebiet von 375 000 qkm mit einer Bevölkerungsziffer von 276 000. Somit beträgt die Bevölkerungsdichte unter 1 Einwohner je qkm, ist also sehr niedrig. Das Gebiet ist außerordentlich reich an Kohle und Erdöl, deren Vorkommen sich an den Ufern der Petschora befinden. Die Ausbeutung der Erdölquellen bei Uchta, einem Nebenfluß der Petschora, ist erst vor kurzem begonnen worden. Die anderen reichen Rohstoffe des Gebietes sind noch nicht einmal systematisch erforscht.

Westlich des Nordgaues liegt das karelische Gebiet. Es hat einschließlich der Finnland vorübergehend entrissenen Landschaften eine Fläche von 147 000 qkm und eine Bevölkerung von 372 000 (Bevölkerungsdichte 2,5 Einw./qkm). Die Oberflächenstruktur Kareliens gleicht voll-

kommen derjenigen Finnlands. Es ist ein Land von Wald, Seen und Granit. Karelien besitzt nicht weniger als 35 000 Seen, welche über ein Sechstel seiner Fläche bedecken. Die Seen sind untereinander durch kleine, starkströmige Flüsse verbunden, die reich an Wasserfällen sind. Die Flüsse Kareliens bilden deshalb wichtige Energiequellen, sind aber für die Binnenschiffahrt wenig geeignet. Karelien ist außerordentlich reich an Baumaterialien: Granit, Marmor, Quarz, Zement usw. Das Gebiet besitzt außerdem Eisenerze, die auf dem Grunde der Seen liegen (Wigosero und Segosero).

Nur 3 % des Gebietes ist landwirtschaftlich genutzt, den Rest bilden Wälder und Sümpfe. Holzwirtschaft und Holzausfuhr sind die Hauptindustriezweige Kareliens. Der Holzexport geht teilweise durch Petersburg, teilweise durch die Häfen des Eismeeres, er macht ein Sechstel des russischen Holzexportes aus. Eine große Bedeutung für die wirtschaftliche Erschließung des Gebietes besitzt der Bau des Kanals, der den finnischen Meerbusen mit dem Eismeer über den Onega-See verbindet. Hauptstadt Kareliens ist das kürzlich von finnischen Truppen eroberte Petroskoi, das am Ufer des Onega-Sees, an der Murman-Bahn, liegt.

Das Seengebiet oder das Gebiet von Leningrad umfaßt einen Flächenraum von 318 000 qkm mit einer Bevölkerung von 6 642 000, die Bevölkerungsdichte beträgt 21 Einw./qkm. Das Seengebiet besteht aus zwei Teilen, die durch Karelien getrennt werden. Das südliche Gebiet befindet sich am Finnischen Meerbusen und das Nordgebiet schließt die Halbinsel Kola mit ein (Rayon von Murmansk). Den südlichen Teil des Petersburger Gebiets bilden die Seen. Hier liegen Weiß- und Ilmen-See und teilweise der Ladoga-, Onega- und Peipus-See. Nach der Menge der Binnenschiffahrtsstraßen, der Dichte des Seen- und Flußnetzes steht das Leningrader Gebiet mit Karelien an erster Stelle.

Das Klima ist von der See beeinflußt. In Leningrad, das nur 4 ° nördlicher als Moskau liegt, ist die Mitteltemperatur im Januar höher als in Moskau, —7 ° gegen —11 °. Die Niederschlagsmenge beträgt jährlich 60 cm und führt zu größeren Sumpfbildungen. Die Sumpfgürtel um Leningrad galten als ideale Verteidigungszone und unüberwindlich. Trotzdem sind sie in kürzester Zeit von unseren Truppen durchstoßen worden. Den größten Teil des Gebietes, durchschnittlich die Hälfte und im Nordosten bis drei Viertel nehmen die Wälder ein, außer diesen und den Sümpfen sind auch die Sandergebiete ein erhebliches Hindernis für die Entwicklung der Landwirtschaft.

Das Gebiet ist nicht reich an Rohstoffen, es hat jedoch Braunkohle (in der Gegend von Borowitsch), Schiefer (Weimar und Gdow, südöstlich von Leningrad) und in verschiedenen Orten Torf. An mineralischen Rohstoffen sind Eisenerze zu erwähnen (bei dem kürzlich von deutschen Truppen eroberten Tychwin). Mit der Ausbeutung dieser Rohstoffe ist erst vor kurzem begonnen.

Die Gründe für die schon frühzeitig einsetzende industrielle Entwicklung dieses Gebietes sind in seiner geographischen Lage zu suchen: mit dem Finnischen Meerbusen stößt hier die Ostsee am tiefsten in das Land hinein, sodann sammelt der in den Finnischen Meerbusen mündende Fluß Newa das Wasser des gesamten Seengebietes, das dem Flußsystem des Dnjepr, der Norddüna und der Wolga sehr nahe liegt. Somit bildet die Mündung der Newa den Knotenpunkt für den bequemsten Ausbau von Verkehrswegen sowohl in das Innere Rußlands wie auch nach Westeuropa. Noch gegenwärtig war Leningrad eines der wichtigsten Industriezentren der Sowjetunion. Die Durchführung der Fünfjahrespläne verlangte das Vorhandensein einer hochentwickelten Technik, wie sie in dieser Form nur in dem ehemaligen alten Industriegebiet um Leningrad vorhanden war. Die Erzeugung moderner landwirtschaftlicher Maschinen wurde zuerst in den dortigen Industriebetrieben versucht. Das Industriegebiet um Leningrad umfaßt 25 % des Maschinenbaus, 50 % der Elektro-Industrie und 75 % der Schiffbau-Industrie, die der Sowjetwirtschaft durch die Einschließung Leningrads restlos verlorengegangen sind.

Eine sehr große Bedeutung hatte das Leningrader Gebiet für die chemische Industrie. In der Zeit vor dem Weltkrieg wurde dieses Industriegebiet fast ausschließlich durch das Ausland mit Kohlen versorgt, nach dem Weltkrieg wurden die Donez-Kohle und Erdöl aus Baku verwandt. Die für Kohle und Erdöl so außerordentlich großen Transportwege wirkten sich sehr ungünstig auf die Preisgestaltung dieser Industrien aus. Man bemühte sich daher, das Leningrader Industriegebiet durch Wasserkraftwerke mit elektrischer Energie zu versorgen. Einige solcher Werke wurden im Laufe der letzten Jahre bereits gebaut. Das größte liegt am Wolchow, das sogenannte Wolchowstroj, in der Nähe der Station der Murman-Bahn Swanka. Diese Wolchow-Wasserwerke reichten jedoch noch nicht für den gesamten Bedarf der Petersburger Industrie aus.

Über 80 % der Industrie dieses Raumes ist in Leningrad selbst konzentriert, der restliche Teil des Gebietes trägt wald- und forstwirtschaftlichen Charakter. Forstwirtschaft wird besonders im Norden und Nordosten (bei Cherepowecz) betrieben, hier befinden sich auch die größten Sägewerke dieses Gebietes. Von größerer Bedeutung sind hier auch die Holzbearbeitungs-, Papier- und Zündholzindustrie.

Der nördliche Teil, der sogenannte Murmansk-Rayon, der durch die finnische Abriegelung der Seenenge zwischen Ladoga- und Onega-See für die sowjetische Versorgung ausgefallen ist, wurde erst vor kurzem wirtschaftlich erfaßt. Da der Golfstrom einen Ausläufer an der Halbinsel Kola vorbeifließen läßt, sind die Häfen dieses Nordgebietes das ganze Jahr hindurch eisfrei. Trotzdem war das Murmanskgebiet vor dem Weltkriege wirtschaftlich vollkommen vernachlässigt. Noch während der Regierung Alexanders III. beschloß man, den Hafen Murmansk zum Kriegshafen für die zaristische Flotte auszubauen. Der Finanzminister Witte wurde von Zar Alexander III. beauftragt, das Gebiet von Murmansk zu erforschen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen war so günstig, daß der Bau des Kriegshafens von Murmansk vom Zaren beschlossen wurde. Nur sein frühzeitiger Tod verhinderte die praktische Durchführung dieses Projektes. Anstatt Murmansk wurde nun Libau zum Kriegshafen ausgebaut. Erst während des Weltkrieges wurde die russische Regierung gezwungen, ihre Verbindung mit der Außenwelt durch Murmansk zu unterhalten. In großer Eile wurde während der Kriegsjahre in rücksichtsloser Ausbeutung der Arbeitskraft deutscher und österreichischer Kriegsgefangener die sogenannte Murmansk-Bahn angelegt, die bis heute den einzigen Verbindungsweg zwischen Murmansk und dem Binnenlande darstellt. Der Hafen von Murmansk dient fast ausschließlich dem Handelsverkehr, für militärische Zwecke dagegen wurde der zweite Hafen an der Kolabucht, Poljarnoje, ausgebaut. Nach dem Bau der Murmansk-Bahn schritt die wirtschaftliche Erschließung des Murmansk-Gebietes rasch fort. Einen weiteren Grund für den wirtschaftlichen Aufstieg bildete die Entdeckung der Rohstoffquellen im Chibinsk-Gebirge in der Nähe des Imandra-Sees. Diese Rohstoffe bestehen hauptsächlich aus Apatiten und seinem Nebenprodukt, Nephelin. Die Apatite werden vorzugsweise zur Herstellung von Phosphat-Düngemitteln verwandt, dagegen dienen die Nepheline zur Herstellung von Aluminium. Die Jahreserzeugung an Apatit beträgt über 1 Million Tonnen. Die apatitverarbeitende Industrie befindet sich in Leningrad. Kürzlich wurden an der Nordküste von Murmansk reichhaltige Eisenerz-, Kupfer- und Nickelläger entdeckt, zu deren Ausbeutung ein großes Industriewerk errichtet wurde (in der Nähe des Imandra-Sees).

Zwei weitere Städte des Leningrader Gebietes sind Nowgorod und Pleskau. Nowgorod liegt am Ufer des Ilmen-Sees. Seine wirtschaftliche Bedeutung gehört der Vergangenheit an. Die Stadt war bekanntlich Sitz eines deutschen Hansekontors und unterhielt rege Handelsbeziehungen zu den Hansestädten des Ostseeraumes. Pleskau liegt an der Mündung der Welikaja in den Peipus-See. Die Stadt ist ein Zentrum für den Flachshandel und die flachsverarbeitende Industrie. Südwestlich des Leningrader

Gebietes erstreckt sich weißruthenisch bewohnte Landschaft.

Weißruthenien umfaßt zwei Gebiete, nämlich West-Weißruthenien und Ost-Weißruthenien. West-Weißruthenien wurde erst nach dem Polenfeldzug an die Sowjetunion angegliedert, seine Hauptstadt war Bialystok. Ost-Weißruthenien besitzt einen flächenhaften Umfang von 127 000 qkm mit einer Bevölkerungszahl von 5 439 000 und eine Bevölkerungsdichte von 43 Einw./qkm. Weißruthenien ist ein ausgesprochenes Sumpfgebiet, in dem eine Fläche von über 2 000 000 ha völlig vermoort ist. Das Flußbett des Pripet wandelt sich im Frühling in ein riesiges Überschwemmungsgebiet, aus dessen Fluten die armseligen Dörfer gleich kleinen Inseln auftauchen. Ein Viertel Weißrutheniens ist von Wald bedeckt, nur im Südosten (Orscha-Mohilew) ist ein für Garten- und Obstbau geeigneter Boden vorhanden. Ein reiches Flußnetz begünstigte das Flößen des Holzes sowohl für den Export über die West-Düna und Memel wie auch für die Belieferung der Ukraine über den Dnjepr. Das bevorzugte Heizmaterial in Weißruthenien bildet Torf, dessen Gelände ungemein groß ist.

Aus wehrpolitischen Gründen hat die Sowjetregierung die Industrie Weißrutheniens stark vernachlässigt. Soweit sie vorhanden ist, hat sie rein lokale Bedeutung. Als Hauptgebiete sind zu nennen Flachsindustrie, Holzverarbeitungsindustrie, Papier- und Lederindustrie. Im Laufe der letzten Jahre hat die Sowjetregierung ihren „gigantischen" Plan einer Trockenlegung der Pripet-Sümpfe in die Welt hinausposaunt. Praktisch wurde in dieser Hinsicht jedoch verschwindend wenig geleistet. Seinen Bewohnern nach ist Weißruthenien eine ausgesprochene Mischzone von Ruthenen, Polen und Juden, die in mehreren Städten einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz der Bevölkerung bilden.

Die Hauptstadt Weißrutheniens ist Minsk mit rund 200 000 Einwohnern. Weitere Städte Weißrutheniens sind Witebsk, ein Zentrum der Textilindustrie, Gomel, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, und Mohilew am Dnjepr. Auch dieses Gebiet mit seinen zahlreichen örtlichen Industrien befindet sich heute bereits weit hinter der deutschen Front und ist der Sowjetversorgung damit verlorengegangen.

Östlich des weißruthenischen Gebietes liegt das eigentliche W e s t g e b i e t. Es umfaßt 114 000 qkm mit einer Einwohnerzahl von 5 256 000, seine Bevölkerungsdichte beträgt 46 Einw./qkm. Die Hauptstadt des Westgebietes ist Smolensk. Das Westgebiet liegt auf dem mittelrussischen Hügelrücken, der in seinem nördlichen Teil die Wasserscheide für die Wolga, West-Düna und den Dnjepr bildet. Die Hauptwasserwege des Gebietes sind: der Oberlauf des Dnjepr und sein Nebenfluß Desna. Für kleine Fahrzeuge ist der Dnjepr, allerdings nur von Smolensk aus, schiffbar. Das Gebiet ist reich an Torf, Phosphoriten und Baumaterialien, es gibt dort auch Braunkohle (bei Sisdra im Südosten an der Grenze des Moskauer Gebietes) und Eisenerze, jedoch mit einem niedrigen Metallgehalt. Die landwirtschaftliche Produktion des Gebietes besteht hauptsächlich in Flachs und Hanf. Ausgedehnte Kartoffelanpflanzungen begünstigen die Schweinezucht. Die wichtigsten Industriestädte sind Smolensk und Brjansk.

Smolensk ist ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt und liegt am Dnjepr. Im russischen Mittelalter bildete diese Stadt ein Bindeglied im lebhaften Handel zwischen Nowgorod und Kiew. Sie war ein militärischer Vorposten im Kampfe des Moskowiterreiches gegen Polen und Großlitauen. Ihre wehrpolitische Bedeutung hat die Stadt bis in die Gegenwart behalten. Sie ist Sitz einer Flugzeugfabrik und anderer wehrwirtschaftlicher Betriebe. Am Fluß Desna liegt als ein zweiter wichtiger Eisenbahnknotenpunkt die Stadt Brjansk. Hier befindet sich ein großes Werk für Lokomotivbau, mit 20 000 Arbeitern, sowie eine Waggon- und Traktorenfabrik. Seit dem Abschluß der Kämpfe um Wjasma und Brjansk im Oktober 1941 ging auch dieser Versorgungsraum für die Sowjets verloren.

Das Herz des europäischen Teiles der Sowjetunion bilden Moskau, das Industriegebiet von Iwanowo-Wosnesensk und das Zentral-Schwarzerde-Gebiet. Diese Gebiete verdanken ihren wirtschaftlichen und geopolitischen Aufstieg ihrer zentralen Lage in der osteuropäischen Ebene. Um dieses Herz herum breitete sich das Moskowiterreich nach Westen, Osten und Süden aus. Moskau und das Industriegebiet von Iwanowo-Wosnesensk sind ausgesprochene Industriezentren, während das Zentral-Schwarzerde-Gebiet fast ausschließlich der Landwirtschaft dient. Die Oberfläche beider Industriegebiete bildet nur 1,1 % der Gesamtoberfläche der Sowjetunion, deren Bevölkerung dagegen 10 %, ihre städtische Bevölkerung sogar 18 %. Die Zahl der dort beschäftigten Arbeiter beträgt 22 % der gesamten sowjetischen Arbeiterschaft, und der Wert der Produktion der Hauptindustriebetriebe bildet 28 % der Gesamtproduktion der UdSSR. Nach Größe der Erdoberfläche und entsprechend der Bevölkerungszahl ist das Zentrum doppelt so klein wie die Ukraine, dagegen ist seine Industrie doppelt so groß wie diejenige der Ukraine und übertrifft diejenige des Ural um das sechsfache. Das ist um so eigenartiger, als dieses Zentrum außerordentlich arm an Rohstoffen ist. Es besitzt nur Braunkohle im sogenannten Moskauer Kohlenbecken und große, jedoch wirtschaftlich noch gar nicht erfaßte Eisenerzläger im Gebiet des in deutscher Hand befindlichen Kursk. Die Industrie des Moskauer Gebietes war schon erheblich entwickelt einige Jahrhunderte, bevor die erste Grube im Moskauer Kohlenbecken in Betrieb genommen wurde. Somit verdankt das Gebiet seinen industriellen Aufschwung ausschließlich seiner zentralen Lage.

Die Fläche des Moskauer Gebietes umfaßt 122 000 qkm mit 11 Millionen Einwohner und einer Bevölkerungsdichte von 90 Einw./qkm und ist somit das am dichtesten bevölkerte Gebiet der Sowjetunion.

Durch den Neubau des Moskau-Wolga-Kanals wurde das Moskauer Industriezentrum mit dem umfangreichen Flußsystem der Wolga verbunden. Die Industrieproduktion beträgt 86 % der wirtschaftlichen Erzeugnisse dieses Gebietes und 25 % der gesamtrussischen Industrieproduktion. Vor dem Weltkrieg stand die Textilindustrie an erster Stelle, heute hat die schwere Metallindustrie den ersten Rang eingenommen.

Im Moskauer Industriegebiet waren die höchstqualifizierten Kräfte sowjetischer Arbeiter, Techniker und Ingenieure beschäftigt. Ein Viertel des sowjetischen Maschinenbaus ist in diesem Gebiet konzentriert. Ukraine und Ural waren seine Rohstofflieferanten. Hier ist ebenfalls die chemische und elektrotechnische Industrie vertreten. Die Textilindustrie hat ihren Standort in Moskau und in zwei östlich davon liegenden Städten, Orjechowo und Sjerpuchow. Obwohl die Kohlengewinnung im Moskauer Kohlenbecken in den letzten Jahren gesteigert werden konnte, betrug der Verbrauch an einheimischen Heizmitteln nur 60 % (Moskauer Kohle, Torf und Holz); 40 % mußten aus dem Donezbecken und dem Baku-Erdölgebiet zugeführt werden. Deshalb litt die Moskauer genau wie die Leningrader Industrie unter den hohen Transportkosten für Rohstoffe und Heizmaterialzufuhr. Die Landwirtschaft der Moskauer Gebiete beträgt nur ein Sechstel der gesamten wirtschaftlichen Produktion dieses Gebietes, sie verteilt sich über drei Zonen: a) die Vorstadtzone, welche direkt an Moskau grenzt; hier wird Obst- und Beerenbau sowie Milchwirtschaft betrieben; b) die Mittelzone mit Kartoffelanbau und zimlich entwickelter Milchwirtschaft, und c) die südliche Getreidezone, welche die Kornkammer des Moskauer Gebietes bildet. Moskau ist der wichtigste Eisenbahnknotenpunkt der Sowjetunion. Über zehn Eisenbahnlinien laufen hier zusammen. Es erhält aus allen Teilen Rußlands Rohstoffe und Lebensmittel und liefert dafür Industrieerzeugnisse.

Die Stadt Moskau selbst hat gegen 4 Millionen Einwohner, die Zahl der Arbeiter beträgt über 800 000. Sie ist auch ein bedeutendes Zentrum der Rüstungsindustrie und besitzt zwei Flugzeug- und mehrere Autofabriken. 1935 faßte die Sowjetregierung einen Plan zur vollständigen Umgestaltung Moskaus an. Im

gleichen Jahre wurde die erste Untergrundbahn der UdSSR. in Moskau eröffnet.

Eine große wehrwirtschaftliche Bedeutung hat auch die nicht weit von Moskau entfernte, durch ihre Silberwaren früher bekannte Stadt Tula mit über 200 000 Einwohnern. Dort befindet sich eine der größten Gewehrfabriken der Sowjetunion und andere Rüstungsbetriebe.

Das an Moskau grenzende Industriegebiet von Iwanowo-Wosnesensk bildet mit Moskau eine industrielle Einheit. Es ist das alte Zentrum der Textilindustrie. In den Städten wohnen über 40% der Bevölkerung dieses Gebietes, für die Sowjetunion ein ungemein hoher Prozentsatz. Nicht mit Unrecht trägt dieser Raum schon vor dem Weltkriege die Bezeichnung „russisches Manchester". Die meisten Betriebe dieses Gebietes sind mit der Textilindustrie direkt oder indirekt verbunden. Hier gibt es verschiedene chemische Werke, welche die Farben für die Textilindustrie erzeugen, außerdem Textilmaschinenbaufabriken, Stärkemittelfabriken, sodann mehrere bedeutende Glasfabriken. Das Hauptzentrum des Gebietes bildet die Stadt Iwanowo mit über 200 000 Einwohnern, die von kleineren Ortschaften umgeben ist, wie Schuja, Kineschma u. a. Beide Industrie- und Wirtschaftsgebiete sind z. T. bereits von deutschen Truppen besetzt, bzw. liegen sie soweit unter der Wirkung deutscher Waffen, daß sie als kriegswirtschaftliches Potential für die Sowjetunion ausgefallen sind.

Südlich des Moskauer Industriegebietes liegt das sogenannte Schwarzerdezentrum, welches die ehemaligen Gouvernements von Kursk und Woronesch umfaßt. Das Schwarzerdegebiet liegt am Oberlauf der Flüsse Oka und Don, weit entfernt vom Meer. So beträgt z. B. die Entfernung von Woronesch bis zur Ostsee über 1000 km, bis zum Schwarzen Meer ca. 600 km. Zusammen mit der Ukraine war dieses Gebiet die Kornkammer der Sowjetunion. Es besteht aus einer weiten Ebene, die nur zu 7 v. H. mit Wald bedeckt ist.

Das ehemalige Gouvernement Kursk enthält eine Fläche von 77 000 qkm mit einer Bevölkerung von 5 268 000 und einer Bevölkerungsdichte von 68 Einwohnern je qkm. Die Saatfläche beträgt durchschnittlich 80%, im Südosten des Gebietes sogar 90% der Gesamtfläche. Die einzelnen Getreidekulturen bestehen aus Roggen, Hafer und Winterweizen; ferner wird in größerem Umfang der Zuckerrübenbau betrieben, auch die Viehzucht nimmt eine bedeutende Stellung ein, hauptsächlich die Schweine- und Pferdezucht. Besonders berühmt waren stets die staatlichen Gestüte von Orel und Kursk, die auch zu sowjetischer Zeit die gleiche Bedeutung besaßen.

Das ehemalige Gouvernement Woronesch umfaßt 117 000 qkm mit 6 918 000 Einwohnern und einer Bevölkerungsdichte von 59 Einwohnern je qkm. Hier sind besonders die staatlichen Getreidewirtschaften, die sogen. „Sowchosen", verbreitet. Der Anbau von Weizen steht an erster Stelle. Im Zentrum des Gebietes wird reichlich Zuckerrübenbau betrieben. Die Hauptstadt Woronesch hat über 200 000 Einwohner. Die Stadt wurde bereits Ende des 16. Jahrhunderts als eine Festung gebaut. Im Zeitalter Peter des Großen wurden in Woronesch mehrere Schiffbauwerften gegründet, wo die Asow-Meer-Flotte entstand, mit der Peter der Große seine Feldzüge gegen die Türken begann. Die zweitgrößte Stadt ist Tambow mit über 100 000 Einwohnern und mehreren Maschinenbaubetrieben. Vor kurzem entstand dort eine Fabrik zur Erzeugung synthetischen Gummis.

Die Ukraine besitzt eine Oberfläche von 445 000 qkm mit einer Bevölkerung von 32 Millionen, das bedeutet eine Bevölkerungsdichte von 72 Einwohnern je qkm. Damit ist die Ukraine eines der größten Gebiete der Sowjet-Union. Die Ukraine war mehrere Jahrhunderte das Kampfgebiet zwischen Polen und den Moskowitern.

Der eigentliche wirtschaftliche Aufstieg begann jedoch erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als das Zentrum Rußlands mit den Häfen des Schwarz- und Asow-Meeres durch den Bau mehrerer Eisenbahnstrecken verbunden wurde. Damit entwickelte sich die Ukraine rasch

zu einem reichen Getreide-Exportland und zum größten Industriezentrum Rußlands.

Geographisch betrachtet, stellt die Ukraine eine Ebene mit kleinen Gebirgsketten dar: Donez im Südosten, Wolhynien-Podolsk im Westen und eine Verbindungsgebirgskette beim Dnjepr, dem größten Fluß der Ukraine.

Klima und Boden der Ukraine sind für die Landwirtschaft außerordentlich günstig. Mit ihr ist der Sowjetunion eine der reichsten Rohstoffquellen verlorengegangen. Ihr Hauptreichtum besteht in Eisenerz (Gebiet von Krovoj-Rog) und Kohle im sogenannten Donez-Kohlenbecken. Für die Industrie ist es außerordentlich günstig, daß Erz- und Kohlevorkommen nicht weit auseinanderliegen, so daß die hohen Transportkosten, die in anderen Gebieten der UdSSR. die Industrie belasten, hier vollkommen wegfallen.

Trotz der Sowjet-Mißwirtschaft lieferte die Ukraine an andere Gebiete der Sowjet-Union ein Viertel der gesamten Getreide-Ernte, zwei Drittel der Zuckerernte, drei Fünftel der Stahl und Kohleproduktion und die Hälfte der Salzgewinnung.

Die ukrainische Wirtschaft umfaßt folgende Zweige:

1. Landwirtschaft und Zuckerrübenbau,
2. Bergbau (Kohle und Eisenerze),
3. Metallurgie.

Die ukrainische Kohle versorgte nicht nur die gesamte eigene Industrie, sondern noch die Wirtschaftsgebiete von Moskau und sogar Leningrad. Die Kohleproduktion im Donez-Kohlebecken betrug laut sowjet-russischer Statistik über 70,5 Millionen Tonnen Kohle.

Die ukrainische Maschinenbau-Industrie ist ebenfalls im Laufe der letzten Jahre in rein technischer Hinsicht stark ausgebaut. An ebenfalls hervorragender Stelle steht der Transportmaschinenbau; hier sind folgende Werke zu nennen: Lokomotiv-Bau-Fabriken in Charkow und Lugansk, Waggonfabriken in Nikolajew und Dnjepropetrowsk.

Zur maschinellen Ausrüstung der Bergbau-Industrie wurde ein Großindustriewerk, die sogenannte Kramatorskij-Industrie, im Donezbecken geschaffen.

Das Elektrizitätswerk am Dnjepr und das mit ihm verbundene Industrie-Kombinat ist eines der bedeutendsten industriellen Unternehmen in der Ukraine. Bis zu seinem Bau waren die Stromschnellen des Dnjepr für die durchgehende Schiffahrt ein unüberwindliches Hindernis. Erst die Errichtung dieses Elektrizitätswerkes erschloß den gesamten Lauf des Dnjepr. Die Dnjepr-Schleusen sind über 36 m hoch und ermöglichen damit auch die Durchfahrt von Schiffen mit großem Tiefgang. Das Industrie-Kombinat des Dnjepr umfaßt folgende Werke:

1 Stahlwerk,
1 Metall-Legierungswerk,
1 Aluminiumwerk,
1 Kokerei.

Die Landwirtschaft der Ukraine hat sich über verschiedene Spezialgebiete verteilt. Das landwirtschaftlich bedeutendste Gebiet entwickelte sich auf dem rechten Dnjepr-Ufer, es ist führend für die Zuckerrüben-Industrie; an Getreide liefert es zur Hauptsache Weizen. — Das Steppengebiet umfaßt folgende landwirtschaftlichen Kulturen: Winter- im Westen und Sommergetreide im Osten, Gerste und Roggen. Das linke Dnjepr-Ufer ist ein Übergangsgebiet zwischen Zentrum der Ukraine und Steppe. Es erzeugt hauptsächlich Roggen, Gerste und Sommerweizen.

Die reiche Landwirtschaft der Ukraine wurde von den Sowjet-Behörden als erstes kollektivisiert. Die Kollektivisierung wurde bereits im Jahre 1931 abgeschlossen. Unter anderem hat sie sich besonders für die Viehwirtschaft katastrophal ausgewirkt. Der Viehbestand ist gegenüber demjenigen der Vorkriegszeit auf ein Drittel zurückgegangen.

Die Ukraine ist reich an Industriezentren und besitzt somit viele Großstädte. Ihre Hauptstadt Kiew hat 6 bis 700 000 Einwohner. Ihre zweitgrößte Stadt Charkow ist das Zentrum der metallurgischen und maschinenbauenden Industrie mit 600 000 Einwohnern. Der wichtigste Ausfuhrhafen der Ukraine ist Odessa mit über 500 000 Einwohnern, von Potemkin

im Jahre 1795 gegründet. An der Bug-Mündung liegt die Stadt Nikolajew mit den zweitgrößten Schiffswerften der Sowjet-Union.

Die Bevölkerung der Ukraine besteht zu 80% aus Ukrainern, außerdem bewohnen das Gebiet u. a. rund 500 000 Polen und über 2 Millionen Juden.

An den Ufern des Schwarzen Meeres berühren sich die Ukraine und die Halbinsel Krim. Die Krim hat eine Oberfläche von 26 000 qkm und 791 000 Einwohner, die Bevölkerungsdichte beträgt 30 Einwohner je qkm. Seit dem Altertum war die Krim ein Kolonisationsgebiet der verschiedensten Völker: Phönizier, Griechen, Römer, im Mittelalter Italiener (hauptsächlich Genueser) und schließlich Türken haben hier Niederlassungen eingerichtet.

Der größte und nördliche Teil der Krim, der vier Fünftel ihrer Gesamtfläche einnimmt, ist eine steppenartige Ebene, deren Klima und Bodenbeschaffenheit demjenigen der Südukraine ähnlich ist. Das Gebirge ist waldreich und besitzt viele und gute Viehweiden. In den Tälern werden Garten-, Wein- und Tabaksbau betrieben.

Das berühmte Südufer der Krim ist ein schmaler Streifen von 3—10 km Breite zwischen dem Meer und der Gebirgskette. Dies ist die berühmte Riviera des Schwarzen Meeres mit wunderbarem Klima und malerischer Umgebung. Die Krim ist Hauptlieferant von Tabak und Weintrauben für die Sowjetunion.

Die Hauptstädte der Krim sind Simferopol mit über 100 000 Einwohnern, Zentrum der Konservenindustrie und Sewastopol, Hauptstützpunkt der sowjetischen Kriegsmarine im Schwarzen Meer.

Bis Anfang November 1941 ist der Sowjetunion damit fast das gesamte Westgebiet einschließlich der Ukraine verlorengegangen, so daß sämtliche Landschaften der Sowjetunion, die für die Erhaltung eines ausreichenden Kriegspotenzials notwendig sind, sich in deutscher Hand befinden, unmittelbar der deutschen Waffenwirkung unterliegen oder durch die Erfolge der deutschen und verbündeten Truppen einem direkten Zugriff für die Sowjetversorgung entzogen sind.

Vitalis Pantenburg

Alt=Narwa – Grenzfeste zwischen zwei Welten

Eine Vorkriegsreise

Kaum merklich gewellt ist das baltische Küstenland östlich Reval. Hier ist Ackerland genug und Weide. Selten nur brauchten die russischen Bahnbauer für die Petersburgstrecke Gassen durch Wald zu schlagen. Liegt die vieltürmige Stadt einmal hinter einem, so vermeint man, daß sich noch nicht allzuviel geändert haben könnte, seitdem die Sowjets vor zwanzig Jahren ihren Herrschaftsanspruch auf dieses Land aufgeben mußten. Nur hin und wieder wird die Reihe der aus der Vorkriegszeit stammenden anspruchslos grüngrauen Bahnhöfe von einem Neubau unterbrochen. Eintönig ist das landschaftliche Bild, und man kann sich gut vorstellen, wie die eisigen Stürme aus der russischen Ebene im Winter herüberfegen werden, ohne Widerstand zu finden.

Einmal nur recken sich die Ruinen des stolzen Ordensschlosses von Wesenberg auf dem Buckelrand eines Hügels über das flache Land. Kaum aber gibt es eine größere Ortschaft, aus der nicht die grellgrünen oder himmelblauen Zwiebeltürmchen einer russischen Kirche herausleuchten. Beweise für den immer noch starken Einfluß jener uns in ihrem Ritus so seltsam anmutenden morgenländischen Kirche. Auch heute noch gehört ihr ein Teil der Bevölkerung in gutem Glauben an.

Aber auch in diese ferne Randzone ist der rastlose Zeitgeist der Industrialisierung, des technischen Fortschrittes eingedrungen. Im fahlen Dämmerlicht des Spätsommerabends stehen die Rauchwolken mächtiger Fabriken wie gewaltige Dome gegen den nördlichen Himmel. Hier wird Tag und Nacht mit Hochdruck gearbeitet. Die graue Weite dieses baltischen Küstenstriches birgt, kaum ein paar Meter unter ihrer fruchtbaren Humusschicht, ungeheure Reichtümer. Hier liegt Öl — in sehr erheblichen Mengen sogar. Allerdings in der selteneren festen Form von „Brennschiefer“, der in kompliziertem chemisch-technischen Prozeß erst aufgeschlossen werden muß. 5000 Millionen Tonnen soll die Erde zwischen Finnen-Golf und Peipus-See enthalten. Das ist „Gold“ in diesem sonst nicht gerade reichen Agrarland.

Ob man sich freilich des Friedens und gesunder wirtschaftlicher Aufwärtsentwicklung noch lange würde erfreuen können — niemand vermochte darauf eine präzise Antwort zu geben, solange der unangenehme rote Nachbar so gefährlich-unberechenbar und stets „Gewehr bei Fuß“ hinter den dichtvermaschten Stacheldrahtverhauen jenseits des Narwa-Flusses stand. Von der nächsten sowjetrussischen Fliegerbasis waren es vielleicht 80 Kilometer bis zum Zentrum der Ölschieferindustrie!

Dieser Eindruck verstärkte sich unwillkürlich in der Grenzstadt Narwa. Der alte feste Platz hat bereits seine Erfahrungen aus vielhundertjähriger ungemein wechselvoller Grenzgeschichte. Dänen, Schwertritter, Schweden, Russen und Deutsche waren nacheinander die Herren der wehrhaften, hochragenden Hermannsburg und der gewaltigen Bastionen um die prächtige Stadt. Alt-Narwa bietet innerhalb des sternförmigen Schanzensystems eine wahre Fundgrube historisch interessanter Dinge. Alle Perioden haben sich in noch gut erhaltenen Bauwerken ausgeprägt. Mehr als ein Jahrhundert (1219—1346) sind die Dänen Herren und zugleich Gründer des durch seinen Handel mit den Nowgorodern rasch aufblühenden Platzes. Fast zweihundert Jahre wehte über dem Bergfried „Langer Hermann“ der Ordensburg das Balkenkreuz der livländischen Schwertritter. Starke Ringmauern und Türme deckten in dieser Zeit die vordem offene Siedlung gegen die oft überraschend erfolgenden räuberischen Überfälle der Moskowiter. Daran schließen sich drei Jahrzehnte russischer Herrschaft an.

Jetzt sind es die Schweden, denen Narwa als Grenzfeste gegen Moskaus Westoffensiven zum Baltischen Meer hin dient. Pontus de la Gardie entreißt sie 1581 den Russen. Bis 1704 hält Schweden



Narwa um 1630

Aus der „Moskowitischen und Persianischen Reisebeschreibung" des Olearius

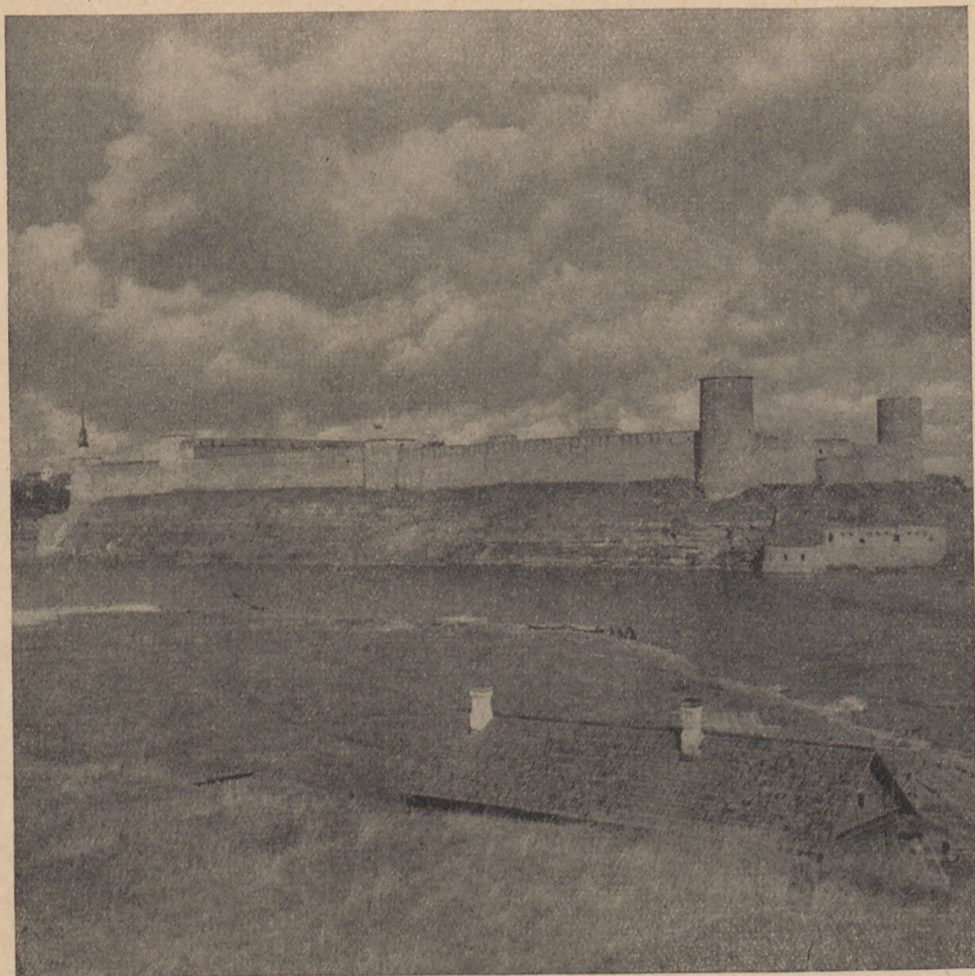
in seiner glanzvollen Großmachtszeit Narwa als einen seiner wichtigsten strategischen Eckpunkte im Ring seiner Ostsee-Randlande. Starke, breite Wälle, niedrige Artilleriebastionen, die auch heute noch teilweise recht gut erhalten und durchaus nicht ganz wertlos sind, geben wirksamen Schutz gegen die immer wieder heranbrandenden Russenstürme. Im Schutz seiner zu jener Zeit als unüberwindlich geltenden Wehr entwickelt sich Narwa durch den Handel gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu einem ungewöhnlich reichen Gemeinwesen. Aus dieser Zeit stammen fast alle die prächtigen festgefügten Patrizierhäuser, die auch heute noch recht ansehnlich wirken. Zum großen Teil tragen die einflußreichen Alt-Narwaer Geschlechter gutdeutsche Namen: Michael Schollbach, Kramer, Berndt Erich, Stael von Holstein, Christoph Schwarz, Eduard Sutthoff. Zweifellos handelt es sich bei ihnen um deutschstämmige Baltenfamilien.

Noch einmal zwang der schwedische Löwe den Moskowiter in jenem berühmt gewordenen herrlichen Waffengang bei Narwa zu Boden. Im Jahre 1700 schlug der letzte große Schwede Karl XII. nahe der Stadt die um das Vierfache überlegenen Russen in die Flucht. Aber nur vier Jahre später ist Peter der Große wieder da. Narwa muß schließlich doch die weiße Flagge aufziehen. Es ist der Auftakt zu Schwedens Niedergang. Der Weg zum Meer ist für den Russen endlich frei, die baltischen Küsten kommen bald vollständig in ihre Hand. Bis 1918 bleibt Narwa russisch. Überall wird versucht, alles gründlich zu russifizieren. Die orthodoxe Kirche wird als Hauptkampfmittel eingesetzt. Aber diese hat ebensowenig wie die einsetzende Industrialisierung der Stadt Narwa ihren im Grunde schwedisch-deutschbaltischen Charakter nehmen können.

Jenseits der Narowa liegt breit auf einem natürlichen Plateau hingebaut, wie ein altkosakischer „ostrog" die Burg „Iwangorod". Iwan III., der „Staatensammler" und Begründer des Großmoskauer Reiches, begann 1492 mit ihrem Bau. Später residierte zuweilen auch Iwan „grosni", der „Gewalttätig-Grausame", hier. Gut gedeckt birgt sie in ihren starken Mauern die zwiebeltürmige russische Burgkirche. Aber auch ohne dieses Charakteristikum ist uns Stil und Anlage der „Iwangorod" fremd, in ihrer eigenartigen Romantik jedoch wirkt sie auch wieder anziehend.

Hermannsburg und Iwans Feste liegen sich gegenüber wie zwei Welten, die sich nie verstehen werden: der Norden steht hier gegen Asien. Deutlich bestätigt das Stadtwappen von Narwa, in dem ein nordisches Geradschwert über einem moskowitischen Krummsäbel dargestellt ist, diese schicksalhafte Bestimmung.

Hüben wie drüben lagen damals estnische Truppen in den alten Kasernen innerhalb der Burgen, und der Stab der Narwaschen Division führte gewiß kein allzu beschauliches Dasein. Peitschenscharf hallten die Abschüsse der sich im Scharfschießen übenden Soldaten von den Bastionen der Feste Iwangorod über den Strom. Die jedem Besucher mitgegebenen Posten



„Iwangorod", die Feste der Moskowiter
von Großfürst Iwan III. 1492 begonnen, später zeitweilig Residenz Iwans IV., des „Gewaltig-Grausamen" (1553—1584). Mitten in der ausgedehnten Anlage das Zwiebeltürmchen der Burgkapelle

achteten sorgsam darauf, daß die Kameraverschlüsse nicht verbotenerweise klicken. Hier und da wurde geschanzt, auch mochte man nicht, daß Fremde das Bild der Stadt von den überragenden Türmen her auf ihren Filmen festhielten.

Narwa sah nach einem kurzen Intermezzo deutscher Okkupation im ausgehenden Weltkrieg den Auftakt zu den estnischen Freiheitskämpfen. Hier auch wurde deren glückliches Ende entschieden. Dazwischen liegt das Hin und Her grausamster und blutigster Auseinandersetzungen, in denen die radikalen Arbeiterbataillone Leningrads, weißrussische Truppen, finnische Freiwilligenverbände und britische Marinestreitkräfte ein besonderes Kapitel nordbaltischer Nachkriegsgeschichte schrieben. Schließlich obsiegte doch der unbändige Freiheitsdrang der Esten unter freilich selten günstiger Konstellation.

Einen beachtlichen Brückenkopf von noch zehn Kilometer Tiefe vermochten die Esten General Laidoners östlich der Narowa vorzuschieben. Dort standen bis 1940 die blau-schwarz-weißen Grenzpfähle des freigewordenen Nordbaltenlandes. Zwischen dem Fluß und der Grenze wohnen fast nur Russen. Wie glücklich mögen sich die auch heute noch nicht mit Glücksgütern



Alt-Narwa

gesegneten Bauern diesseits der Stacheldrahtzone schätzen, wenn sie ihr Los mit dem des völlig rechtlosen und versklavten Kolchosbauern in dem roten „Paradies der Arbeiter und Bauern" vergleichen.

Kaum irgendwo längs der etwa 4500 Kilometer langen sowjetrussischen Westgrenze mochte man so stark das Gefühl der Hochspannung empfinden, einer so scharfen Schneide zwischen zwei fremden Welten, wie hier. Wo der eine — weil zudem noch der so sehr unterlegene — immer gewärtig sein muß, daß der andere zu vernichtendem Schlage ausholen wird. Und das Gesetz des Handelns lag schon damals offensichtlich drüben bei den Sowjets. Es wird diktiert von dem niemals aufgegebenen Wunsch, inzwischen aber unter den Schlägen der deutschen Wehrmacht ausgeträumten Traum, wieder an die Küsten des Baltischen Meeres heranzukommen.

Um ein für allemal Ruhe vor den höchst unerfreulichen Grenzzwischenfällen zu haben, errichteten die Esten ein dichtversponnenes mehrere Meter breites und etwa mannshohes Stacheldrahthindernis längs der ganzen Grenze vom Finnischen Goöf bis herunter an den Peipus. Ständig wurde der Laufdamm hinter dem Verhau von Posten des als Elitetruppe geltenden Grenzschutzes begangen. Indessen zeigten sich die Roten nur selten und anscheinend höchst ungern. Hinter dem Estenzaun war erst ein „Niemandsland" von vielleicht hundert Metern Tiefe. Dann kam die sowjetrussische Sperre von vierfach ge-



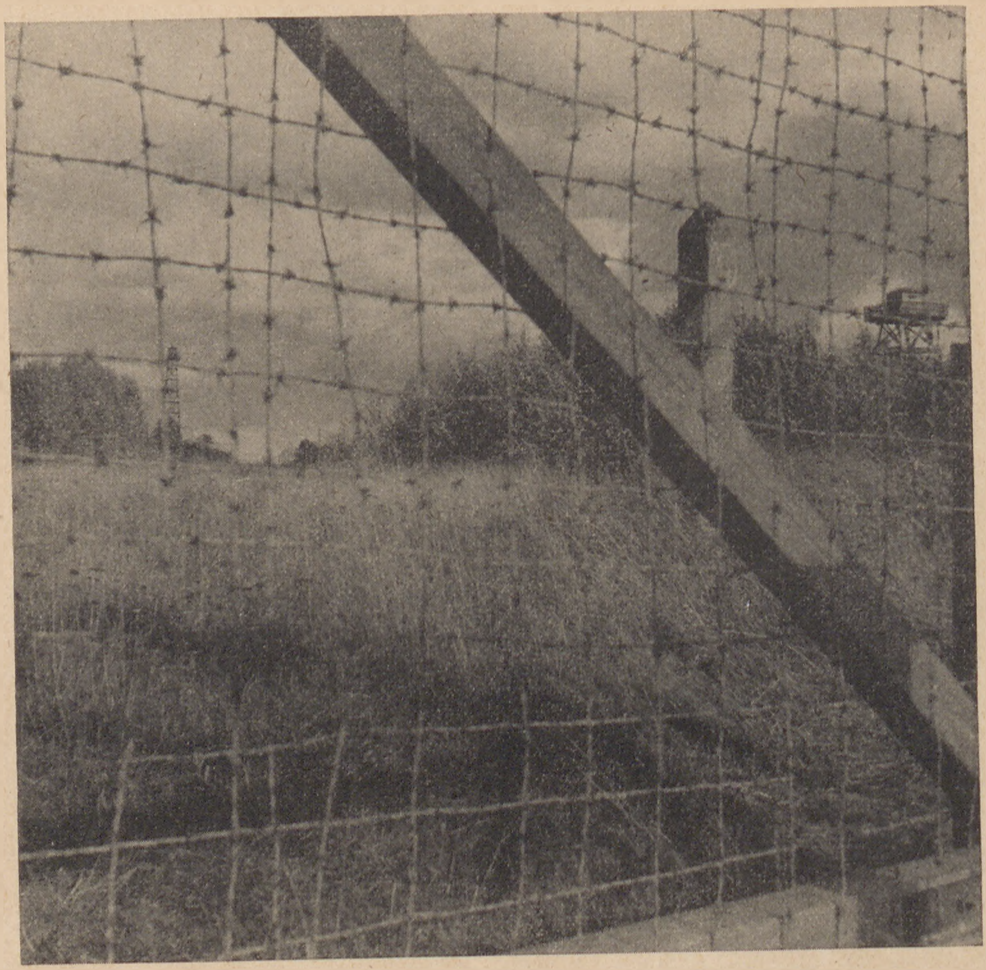
Alter Marktplatz in Narwa

staffelten Stacheldrahthindernissen. Damit nur ja kein „Unbefugter" hineinschlüpfen oder etwa illegal das Reich Stalins verlassen könnte.

Die estnischen Posten wußten zu berichten, daß „drüben" eine Zone von zwanzig Kilometer Tiefe vollkommen von der Zivilbevölkerung ausgeräumt sei. Überall in dem unübersichtlich wildverwachsenen Grenzgebiet seien gut getarnte MG.-Nester und betonierte Geschützstellungen schachbrettartig und tief gestaffelt verteilt. Nie würden die GPU.-Posten allein, sondern stets als Doppelposten Patrouille gehen — damit einer den anderen immer kontrollieren könnte. Eine Maßnahme, die zu bestimmten Schlüssen anregt.

Das „Rote Paradies" aber lockte kaum noch Gutgläubige oder Verbohrte an, mochte auch der riesige, eben etwas verblichene hölzerne Triumphbogen über der hier linealgeraden Eisenbahnlinie mit dem aufreizenden Transparent „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch" noch soviel verheißen.

Eine halbe Wegstunde nördlich der Bahn überquert eine Landstraße die Grenze. Aber auch hier ist sie plötzlich hermetisch abgeriegelt durch Stacheldrahthindernisse. Ein einziger Kraftwagen hat diesen Eingang ins Moskauer Reich im Jahre 1938 benutzt. Es war ein estnischer Diplomat, der nach Leningrad fuhr. Hohes Gras und Disteln wachsen zwischen dem Schotter. Damals war ein Trupp Männer dabei, die zackige Hecke noch dichter zu verflechten. Argwöhnisch betrachteten ab und zu die von ihren hohen hölzernen Wacht-



Die ehemalige Grenze der Sowjetunion bei Narwa
Im Hintergrund neben der Straße ein 50 Meter hoher, rechts ein etwa 30 Meter hoher Spähturm der GPU.-Wachen

türmen herunterspähenden sowjetrussischen Posten durch ihre Gläser, was vor sich ging. Allzu ungewohnt war der Besuch eines Kraftwagens mit Fremden gerade hier an dieser Stelle.

Auch die Esten hatten einen hohen Auslug unmittelbar neben den Weg gebaut. Weit konnte man von hier aus die schnurgerade gezogene Straße überblicken. Gen Westen endet sie genau im „Langen Hermann" der Narwaer Ordensburg, nach Osten verliert sie sich in der endlosen Ferne der russischen Ebene.

Sie hatten ihren Ehrgeiz, diese Sowjets . . . im Bau ihrer Wachtürme. Erst errichteten sie einen 25 Meter hohen, dann fühlten sich auch die Esten zu einem Auslugturm veranlaßt. Der ist wohl an die 35 Meter hoch geworden. Kurz darauf wuchsen aus dem russischen Buschwald drüben zwei weitere, mindestens 50 Meter hohe Türme.

Hier hatte Europas zivilisierte Welt ihre äußerste Grenze. Sie war höchst einfach stacheldrahtversperrt nach Osten hin. Jenseits Argwohn, Mißtrauen, bewußter hermetischer Abschließung gegen alles, darin die übrigen Völker ihr Heil sehen, diesseits aufgeschlossene Menschen im ganzen tiefen Ernst ihrer schweren Verantwortung, einsame Grenzer, die einem gern berichten, wie man sich zu schützen versucht gegen Willen zur Vernichtung all dessen, was man hier verehrungswürdig findet.

Willy Drost

Der Danziger Maler Bruno Paetsch



Bruno Paetsch

Bruno Paetsch, der Danziger Maler, der nun bald seinen fünfzigsten Geburtstag feiert, gehört zu den bedeutendsten künstlerischen Kräften unseres Gaues. In jüngeren Jahren flüchtig vom Impressionismus berührt, später durch einen gemäßigten Expressionismus gegangen, schafft er seit etwa eineinhalb Jahrzehnten reife, großzügige Werke, aus denen eine fest umrissene Persönlichkeit spricht. Durch Ausstellungen in Berlin, München und im Westen ist er dem übrigen Deutschland als Vertreter ostdeutschen Wesens bekanntgeworden.

Im besonderen Sinn ist ihm Bodenständigkeit zuzuerkennen. Seit Generationen im Westpreußischen verwurzelt, eignen ihm die Merkmale, die für unsere Malerei seit Jahrhunderten charakteristisch sind: eine gewisse Schwerfälligkeit in der Formgebung, fast statuarisches Ruhen der Figuren, braungesättigte tiefe Farbe, ein starker Ausdruckswille, der vor Schroffheiten nicht zurückscheut. Bei Paetsch überdeckt alles der Zug zur großen Form. Äußere Merkmale und deutlich fühlbare Imponderabilien lassen eine Brücke etwa zu dem Danziger Barockmaler Daniel Schultz, noch mehr zu Anton Möller und den Manieristen bis zum Spätmittelalter hin schlagen, und erfüllen den Kunsthistoriker mit dem schönen Bewußtsein einer geschichtlichen Kontinuität in diesem, durch seine kulturgeographischen Bedingungen von jeher verhältnismäßig abgeschlossenen Raum.

Schon gegenständlich malt Paetsch den Menschen des Ostens. Das klarblickende, etwas starkknochige Gesicht, das uns besonders deutlich in seinen Frauengestalten entgegentritt, ist der Typus unserer Bevölkerung. Immer wieder hat er auch die heimische Landschaft geschildert, aber in Abständen, zwischen größeren Kompositionen, so daß sie ihm stets neu und besonderes Erlebnis blieb. Er malte das Haff, die fruchtbare Niederung, die Wiesen mit den vielgestaltigen Türmen der Stadt im Hintergrunde. Aus dem Geist unserer Landschaft heraus sind auch die wesentlichen, die großfigurigen Werke entstanden, ohne daß aber im geringsten diese Zugehörigkeit gegenständlich betont wird, unvergeßliche Schöpfungen wie die Maler auf der italienischen Reise (im Stadtmuseum Danzig) und der müde Wanderer. Diese Werke sind so groß und echt, daß sie die lokale Bindung weit hinter sich lassen und den Schritt ins Zeitlose tun, dem man selten begegnet.



1. Nausikaa
Erster Entwurf zu dem nebenstehenden Bilde

Der künstlerische Weg von Bruno Paetsch ist im übrigen durchaus nicht geradlinig, sondern ein ewiges Suchen und Ringen. Neben den schwer zu bewältigenden monumentalen Aufgaben erholt und verjüngt sich der Künstler von Zeit zu Zeit in schnellen Skizzen und Schilderungen nach der Natur, lebensvollen und ansprechenden Blättern, die keine Spur von Mühsal zeigen und ihm unter den Händen weggekauft werden. Er könnte sie, wie er selbst sagte, am laufenden Band malen. Zu stark aber hat er sich in die alten Meister eingelebt, zu stark in den entscheidenden Lehrjahren die Grenzen erkannt, die dem Impressionismus durch die Zufälligkeit seines Bildausschnitts und mangelnde Vertiefung gesetzt sind. Sein Wille konzentriert sich auf den Bildbau, auf die gesetzliche Ordnung der Körper im Raum, und seine malerischen Mittel dazu sind in erster Linie das Hell und Dunkel, dem sich die tiefleuchtenden warmen Farben unterordnen müssen. Das sind Werke, die meist jahrelang auf der Staffelei stehen und immer wieder umgearbeitet und vertieft werden.

Die Nausikaa am Gestade war zunächst ein Hochbild, zum Schmuck des Theaters bestimmt. Langsam wurde, der Landschaft angemessener, ein Breitbild daraus; die Felsen wanderten hinüber und herüber, die Figuren wurden größer und dann noch kleiner als anfangs, bis endlich der innigste Zusammenhang von Landschaft und Figur und das richtige Verhältnis



2. Bruno Paetsch: Neusikaa



3. Bruno Paetsch: Frau am Brunnen



4. Der Apfelkorb

beider erreicht war (Bild 2). Vom Bodenständigen im landläufigen Sinn ist freilich nichts mehr übriggeblieben. Ein Hauch von Venedig lebt darin, mit dem das innere Bild von Beschwingtheit und heiterer Schönheit erfüllt war. Noch charakteristischer ist das eben beendete Paar im Freien (Bild 7). Ganz ungewöhnlich frei und kühn sind die großen Dreiviertel-Figuren auf die Fläche gebracht, in Schrägen, die annähernd parallel oder sich entgegenlaufen, und die große Wolke und die Hügel der sparsam zugelassenen Landschaft gehen mit ein in den großen Zug dieser prachtvollen Komposition. Wir wissen nicht, ist es ein Landmädchen, das den Apfelkorb gefüllt hat, mit ihrem Burschen oder sind wir es selbst; den ewigen Traum eines bukolischen Daseins verwirklichend. Wer so locker und entspannt dabei menschlich groß zu gestalten weiß, ist innerlich frei und ein Meister geworden. Die Gruppen von zwei oder drei Menschen im stillen, liebevollen Einverständnis oder in der Versunkenheit des Daseinsgefühles miteinander eins werdend ist überhaupt ein Hauptthema von Paetschens monumentalen Bildern.

Die Nausikaa und das Paar gehören der letzten Entwicklungsphase des Künstlers an. Ein wichtiger Markstein ist für ihn der italienische Aufenthalt 1933/34 gewesen, den das Romstipendium ihm ermöglicht hatte. Hier hatte sich der Künstler angesichts der großen römischen Welt ganz auf die plastische Form eingestellt und auf jede malerischen Reize bis zur statuarischen Herbheit verzichtet. Die Frau am Brunnen (Bild 3) ist dafür das bezeichnendste Beispiel. Diese Bilder sind darum vielleicht das monumentalste, was er geschaffen hat.

Aber in den Norden heimgekehrt, wuchs das Verlangen, die schroffe Glätte der tastbaren Form zu mildern und durch Licht und farbigen Reichtum aufzulockern. So kamen die letzten Werke zustande. Im Paar im Freien sind die golden durchleuchteten Gesichter aus der Dunkelheit der schweren Wolke herausgemalt. In der Nausikaa ist die Figurengruppe mit allen farbigen Reizen ausgestattet, und die Ele-



5. Marianne

mente der Landschaft, wennschon licht gemalt, umkreisen in flockig und weich gemalten Halbtönen die mittlere größte Helligkeit. Hier zeigt der Künstler, wie er die angeborene Schwere abzuwerfen und gespritzig und geistreich zu sein vermag.

Es ist kein Zweifel, daß Paetsch sich an die Kompositionsformen der großen Barockmalerei anschließt, die in klassizistischer Umdeutung durch Hans von Marès durch das 19. Jahrhundert getragen wurden. Man wird bei dieser Tatsache nachdenklich, da sie ein Symptom der Malerei der Gegenwart geworden ist, an dem man nicht mehr vorübergehen kann. Wer auf heutigen repräsentativen Ausstellungen einen Querschnitt unserer Malerei überblickt, der findet Stilleben wie von Beijeren oder de Heem, Landschaften wie von Pieter Breueghel oder Caspar David Friedrich, Bauernbilder wie von Leibl und Defregger und so fort. Auf den verschiedensten Wegen suchen die Künstler wieder zu einem gediegenen Handwerk und zu ihnen entsprechenden Ausdrucksmöglichkeiten zu kommen. Es gibt ja seit dem 19. Jahrhundert, abgesehen von verschiedenen Anläufen wie dem Jugendstil, keine stilistische Übereinkunft mehr, deren sich der Künstler als einer absolut verbindlichen Sprache bedienen könnte. Jeder fängt von vorn an. Jeder sucht seine geistigen Ahnen, deren Erbe er verwaltet und an denen er selbst wächst. Es ist wohl gut so. Die großartigen Ergebnisse der europäischen Malerei stehen zur Verfügung und mögen lebendig bleiben. Jeder bedeutende Künstler der Vergangenheit hat seine Vorbilder gehabt, durch die hindurch er den Weg zu sich selbst gefunden hat. Das Entscheidende erweist sich dann erst, ob die eigene Kraft groß genug ist, die mächtigen Formen von neuem mit schöpferischem Geist zu erfüllen. Das richtige Urteil darüber vermag allerdings oft erst die Nachwelt zu geben.

Die Werke von Paetsch sind selbständig, ja eigenwillig im höchsten Grade. Der beste Beweis dafür ist das vollständige Fehlen der Routine in der Handhabung der mit



6. Bruno Paetsch: Stilleben aus Italien



7. Bruno Paetsch: Paar im Freien



8. Bauernfamilie, Skizze

ungewöhnlicher Einsicht erkannten historischen Mittel. Nichts Äußerliches wird nachgeahmt, das Wesentliche wird gesucht. Der schöpferische Strom zwingt den Künstler unermüdlich zu ändern und dem eigenen inneren Bilde zu assimilieren. Schicht auf Schicht legt er über den ersten Wurf der Komposition, oft zur Beängstigung seiner Freunde, die ihm die Bilder im ersten, großzügig-skizzenhaften Stadium entreißen möchten. Aber das Gesetz, dem der Künstler folgt, ist stärker, und so erreicht er allmählich jene schöne Vertiefung und den Zug des Notwendigen, der seinen Werken die hohe Stellung anweist.

Allzu schnell ist das verwöhnte Publikum mit dem Urteil bei der Hand. Klassische Formenschönheit, Naturähnlichkeit und eine sorgfältig-deutliche Ausführung sind die Hauptbestandteile eines Kanons, den jedermann bald leicht und mit Nachdruck zu handhaben weiß. Dabei täte es sehr not, sich in die Absicht des Künstlers einzufühlen und seinem Ringen vorstehend nachzugehen. Die Arbeit des Künstlers geht nicht auf in der Herstellung schöner Bilder, die die mannigfachen schmückenden Bedürfnisse zu befriedigen haben. Der Strom des allgemeinen Geschmacks drückt den stets medial Veranlagten schon ohnehin stark genug in die gewünschte Richtung. Auch wenn der Künstler keine andere Absicht hat, als etwas Schönes hervorzubringen, machen die unbewußten Kräfte in ihm seine Schöpfung zu einem Ausdruck, in dem die Zeit die allgemeinen und alle verbindenden Kräfte geoffenbart, wenn auch vielleicht nicht gleich lesbar enthält.

Wer wollte etwas Abschließendes sagen über einen Künstler, der auf der Höhe seiner Kraft und seines Könnens steht und, sich wandelnd und an sich arbeitend, Werk auf Werk herausbringt. Mit Achtung und Ehrfurcht sehen wir eine Persönlichkeit nach den Worten leben und schaffen, mit denen der Künstler einmal ein nächtliches Gespräch abschloß: Hübsche Bilder zu malen ist nicht schwer, das Wesentliche aber ist: daß ein Mensch sich wirklich bemüht.

Hermann Haßbargen

Fahrt auf der Wolga im Jahre 1636

Die Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein an den russischen Zaren nach Moskau und den Schah von Persien nach Ispahan in den Jahren 1635 bis 1639 wäre heute vergessen, hätte nicht ein Gesandtschaftsmitglied, der Astronom und Mathematicus Adam Olearius, die Reise beschrieben. Seine „Muscovitische und Persische Reisebeschreibung", die im Jahre 1647 erstmalig in Schleswig ans Licht kam, zählte zu den begehrtesten Büchern des 17. Jahrhunderts. Drei Auflagen wurden vom Verfasser besorgt. Übersetzungen in das Holländische, Französische, Italienische und Englische beweisen, daß man in ganz Europa an der sachlichen und lebendigen Schilderung des weltoffenen Verfassers Interesse fand.

Bis in unsere Tage hat das sorgfältige Werk des Adam Ölschläger, um auch seinen deutschen Namen zu nennen, als Geschichtsquelle für russische Zustände und Begebenheiten sein Gewicht behalten. Und heute, wo der deutsche Soldat auf des Führers Befehl das dunkle Tor zum russischen Bereich aufgestoßen und das weite, wieder geheimnisvoll gewordene Land siegreich durchschritten hat, mag es angebracht sein, in einem Werk zu blättern, das vor dreihundert Jahren den Schleier von manchem Geheimnis zog.

Bevor wir das Buch aufschlagen, sind ein paar einführende Sätze über die Gesandtschaft notwendig, der es sein Entstehen verdankt. Was bewog den kleinen Herzog zu dem aufsehenerregenden großen Unternehmen einer Gesandtschaft nach Persien? Dürften wir dem Dichter Paul Fleming, der auch dabei war, Glauben schenken, so hätte es sich darum gehandelt, der Christenheit einen Weg in den Orient zu bahnen, damit sie den tobenden Bruderkampf beenden und gegen den alten Erbfeind, den Türken, sich wenden möchte. So war es nicht. Der verdiente Historiker Lappenberg hat bewiesen, daß die treibende Kraft in dem Hamburger Kaufmann Otto Brüggemann zu suchen ist, der mit wahrhaft hansischer Kühnheit das große Projekt ausarbeitete, den persischen Handel die Wolga aufwärts über Moskau und Reval nach Hamburg zu leiten. Der Herzog und sein Schwiegervater Johann Georg von Sachsen wurden gewonnen. Jetzt galt es zunächst, bei Michael Feodorowitsch, dem ersten Romanow, die Erlaubnis zur Durchreise nach Persien zu erhalten. Der Zar erklärte sich einverstanden. Mit größter Beschleunigung wurde dann die zweite über Moskau nach Persien bestimmte Gesandtschaft betrieben. Die Gesandten waren der holsteinische Rat Philipp Kruse und Otto Brüggemann. Patrizier aus verschiedenen Städten, so aus Danzig, Riga, Reval und Nürnberg, reihten sich ein und wurden „nach fürstlicher Hofmanier mit unterschiedlichen Ämtern und Titeln belegt". Olearius wurde „der Gesandten Rath und Secretarius", während Paul Fleming das Amt eines „Truchseß" bekleidete. Sogar einen „Conterfeyer" nahm man mit in der Person des Dietrich Nieman von Boxtehude. Ihm also verdanken wir die flotten Skizzen zu den Stichen im Reisebuch, von denen hier meherere beigegeben sind, sofern nicht einige vom Verfasser selbst herrühren, der seinerseits ein guter Zeichner war.

Als die Gesellschaft am 28. Oktober 1635 auf ihrem ganz neuen Schiff Segel setzte, durfte man hoffen, nach zehn Tagen mit Salut und Fanfaren in Reval einzulaufen. Am 2. Dezember wurde die Stadt erreicht — auf dem Landwege von Osten. Nach stürmischer Fahrt war der Segler schließlich auf die unbewohnte Insel Hochland im finnischen Meerbusen aufgelaufen und ein Raub der Wellen geworden. Die hohen Herren und alle Bedienten waren



Nowogorod um 1630

Aus der „Moskowitischen und Persianischen Reisebeschreibung" des Olearius

froh, mit dem Verlust der Beglaubigungsschreiben und einiger, dem Zaren zugedachter Kostbarkeiten noch glücklich davongekommen zu sein. Paul Fleming hatte einen guten Stoff für sein Carmen:

„Mich dünkt, ich höre noch den Zorn der tollen Wellen,
Den Grimm der wilden Flut, daß mir die Ohren gellen."

In Reval hatten die Reisenden Muße und ließen sich's wochenlang wohl sein in der heiteren und gepflegten Geselligkeit im Kreise deutscher Kaufleute, Gelehrter und Gutsbesitzer, bis die neuen Beglaubigungsschreiben zur Stelle waren. Von Reval bis Narva fuhren die Schlitten nur fünf Tage. Am 6. März feuerten die Geschütze der damals schwedischen Festung zur Begrüßung der Deutschen an der Grenze Rußlands.

Dort stand ein „Pristaff" mit 24 Strelitzen und 90 Schlitten bereit, die Herren Gesandten im Namen des „großen Herrn Zarn" in Empfang zu nehmen. Gröblich forderte er sie auf, ihn, den Vertreter Seiner Zarischen Majestät zuerst zu grüßen. Im Quartier ließ er sich dieser Unhöflichkeit wegen durch den Dolmetscher entschuldigen, „er hätte es auf Geheiß des Woiwoden getan, so er demselben nicht gefolget, hätte er bei dem Großfürsten angegeben und auf große Angelegenheit gebracht werden mögen". So blieb es bei jedem Empfang. An der Spitze seiner Gäste zog der Pristaff in Naugard ein.

Naugard — Nowgorod! Olearius widmet dieser Stadt des hansischen Kontors ein ganzes Kapitel, erzählt von ihrem ehemaligen Reichtum (Wer kann gegen Gott und Großnowgorod?) und von Iwan dem Schrecklichen, der 1569 die Stadt „mit Gewalt angefallen, alles was um und in der Stadt ihm und seinen Soldaten vorgekommen, nieder gemacht, in Stücke zerhackt, große Haufen auf die lange Brücke zusammengejagt, ins Wasser gestürzt und ein solch erschrecklich Blutbad angerichtet, als niemahls in Rußland erhört worden".

Über Twere (Kalinin), wo die noch gefrorene Wolga als Schlittenbahn diente, ging die Fahrt nach Moskau. Am 29. März bewegte sich der Zug durch ein Spalier von mehreren Tausend Strelitzen in folgender Ordnung zum Quartier, „einem großen steinern Haus".

„1. Vorher ritten 24 Strelitzen, welche Cosaken waren, die mit dem Pristafsen uns von der Grenze bis dahin begleitet hatten.

2. Hinter diesen ritte unser Marschall alleine.

3. Darnach die Beampteten und Hoffjunkern, drei und drei in einem Gliede, und zwar die Fürnehmsten voran.

4. Drei Trompeter mit silbernen Trompeten.

5. Die beiden Herren Gesandten, jeglicher in einem absonderlichen Schlitten."

Wohlgeordnet folgten die Bedienten und die Bagage. Fast acht Wochen gingen in Moskau mit Verhandlungen hin. Der Verkehr mit den dort seßhaften Deutschen gab Anregung und Aufschlüsse mancherlei Art. Dann galt es, mit dem hohen Wasser der Wolga nach Astrachan zu kommen. Nischni-Nowgorod am Einfluß der Occa in den großen Strom wurde in Booten auf Moskwa und Occa erst in mehr als fünf Wochen am 11. Juli erreicht. Hier wartete das eigene, vom Schiffszimmermann Michel Cordes für die Stromfahrt sachgemäß gebaute Schiff von 120 Fuß Länge, mit 3 Masten und flachem Boden. In drei Wochen war die Ausrüstung zusammen. „Kraut und Lot, Metallen- und Steinstücken" wurden „wider den Anfall der Räuber" an Bord gebracht. Beim Abschied fragte der Woiwode, ob die Deutschen sich nicht vor den Kosaken fürchteten, die als Räuber an der Wolga lägen und den Raub mehr als ihren Gott liebten. Die aber antworteten: Würden die Kosaken Löwen sein, so wollten sie ihnen Simson werden. Worauf jener sagte: „Das wolle er auch hoffen und vermeinte, der Name der Deutschen, so durch Tapferkeit in Rußland bekannt, indem sie Ihr. Zar. May. gute Dienste leisteten, auch bei den Cosaken erschollen sei, sie ohne Zweifel abschrecken werde."

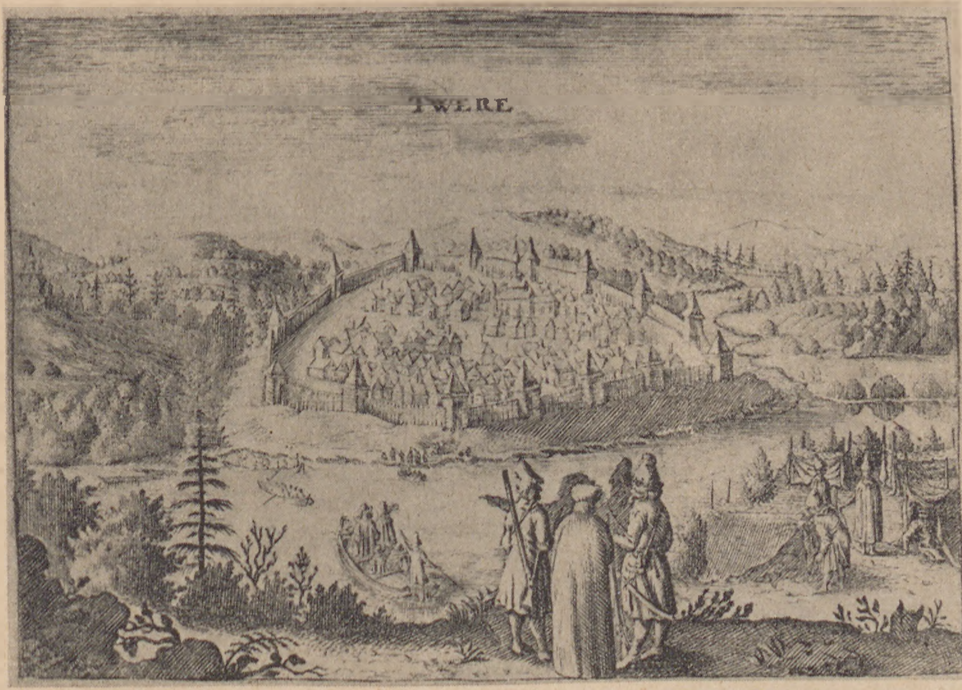
Dennoch verließ man sich auf eigene Wachsamkeit und gute Bewaffnung. Auf der langen Fahrt gab es vieles zu sehen und zu beobachten. Olearius brachte alles in ein Tagebuch. Die Fahrt stromauf, die ja die persischen Waren bald zu machen haben würden, schildert er so: „Daselbst (bald hinter Nisen) begegnete uns eine große Struse oder Skute, so von Astrachan kam, auf welcher 200 Arbeitsleute waren. Dann die Russen, wenn sie nicht den Wind recht auf dem Rücken haben, segeln nicht, sondern bringen in einem Boot ein Anker nach dem andern auf eine viertel Meil Weges voraus und ziehen also hundert und mehr Personen hintereinander hergehende an basten Stricken das Schiff gegen den Strom hinauf."

Fast vier Wochen dauerte schon die Fahrt. Die Kosaken waren noch nicht gekommen trotz vieler Warnungen von Fischern und begegnenden Fahrzeugen. Da, hinter Saratow, als das Schiff abends vor Anker lag, meldete die Wache, daß ein höchst verdächtiges Boot das Schiff passiere. Halt, wer da! Keine Antwort. Feuer! Aus Musketen und Geschützen ließ der eifrige Brüggemann feuern. Das half. Auf einem kleinen „Loddichen oder Bötgen" kam einer an das Schiff heran und sagte, „daß sie keine Feinde, sondern Russen, ihrer sieben, mit einem Salzboot wären, weil sie von der (persischen) Carawane, so einen Büchsenschuß von uns zurücke lag, mit Branntwein beschenket worden, lägen seine Brüder alle und schliefen, hätten das Boot treiben lassen." Was nun? Man gab diesem Wackeren etliche Schalen Branntwein und empfing zum Dank am andern Morgen etliche Storlinge.

Am 15. September konnte Olearius schreiben: „Zu Mittage seind wir mit gutem Winde und Wasser vor der weitberühmten Stadt Astrachan angelanget und durch Gottes gnädige Hülfe aus Europa (als dem ersten Teil der Welt) gleichsam den ersten Schritt in Asien getan. Denn Astrachan liegt auf jenseit des Wolga-Stroms, welcher Europa von Asien scheidet."

Die sechs Wochen der Stromfahrt waren für Olearius ausgefüllt mit der Anfertigung einer Wolgakarte. Es galt, „die Fahrt, Winkel, Ecken und Ufer nach dem Compaß zu legen, die Tiefen, durch welche die rechte Fahrt, die flachen Gründe, Inseln und Gegenden von Meilen zu Meilen, ja von Wersten zu Wersten aufzuzeichnen".

Das Werk gelang. Als die Gesandtschaft am 29. Dezember 1638 nach Moskau



Twer (Kalinin) um 1630

zurückkam, fand der Zar großen Gefallen an den vorgezeigten Karten von Persien und mehr noch an der Wolgakarte. Sofort wollte er den Meister als Hofastronom gewinnen. Der Gelehrte bat um Bedenkzeit. Hätte er später angenommen, wäre er mit zahlreichen Deutschen vereint gewesen. Die Leibärzte des Zaren, unter ihnen Dr. Gramann, der mit den Gesandten nach Moskau reiste, waren Deutsche. Kaufleute und Handwerker deutscher Abstammung waren in Moskau so zahlreich, daß sie eigene Kirchen und gesonderte Friedhöfe hatten, sauber getrennt nach Lutheranern und Calvinisten. Immer waren diese Deutschen besonders tüchtig und Lehrmeister der Russen, vom Zaren Michael Feodorowitsch gesucht und bevorzugt. Große Aufgaben wurden mit Vorliebe Deutschen übertragen. Als ein prächtiger Stuhl für den Zaren gefertigt werden sollte, „zu welchem 800 Pfund Silber und 1100 Ducaten zu vergülden, gegeben wurden", da war es der Nürnberger Meister Esaias Zinckgräff, der das Prachtstück in dreijähriger Arbeit mit Landsleuten und Russen herstellte. Das Gießhaus in Moskau, „wo sie viel metallen Stücken und große Klocken gießen, hat bisher einen wolerfahrnen Meister, namens Hans Falcken von Nürnberg gehabt, von welchem etliche Russen nur vom Zusehen, das Gießen ziemlich gelernet hatten".

Im Nachahmen erkennt Olearius den Russen einige Fähigkeiten zu. Wo er der russischen Handwerker gedenkt, bezeichnet er die Deutschen schlechthin als deren Lehrmeister. „Die Handwerksleute, weil sie zu ihrem schlechten Leben nicht viel bedürfen, können mit ihrer Handarbeit ihre Kost und Schale Branntwein sattsam gewinnen und sich und die ihrigen ernähren. Sie sind lehrhaft, können, was sie von den Deutschen sehen, wohl nachaffen und haben in wenig Jahren viel von ihnen gesehen und gelernet, das sie zuvor nicht gewußt haben. Daher sie auch solche ausgearbeitete Waren in höherem Preis als zuvor verkaufen. Insonderheit habe ich mich verwundert, daß sie jetzo ein silbern Geschirr so tief und hoch, auch ziemlich förmlich, treiben können, als ein Deutscher tun mag. Darumb



Der Kreml um 1630

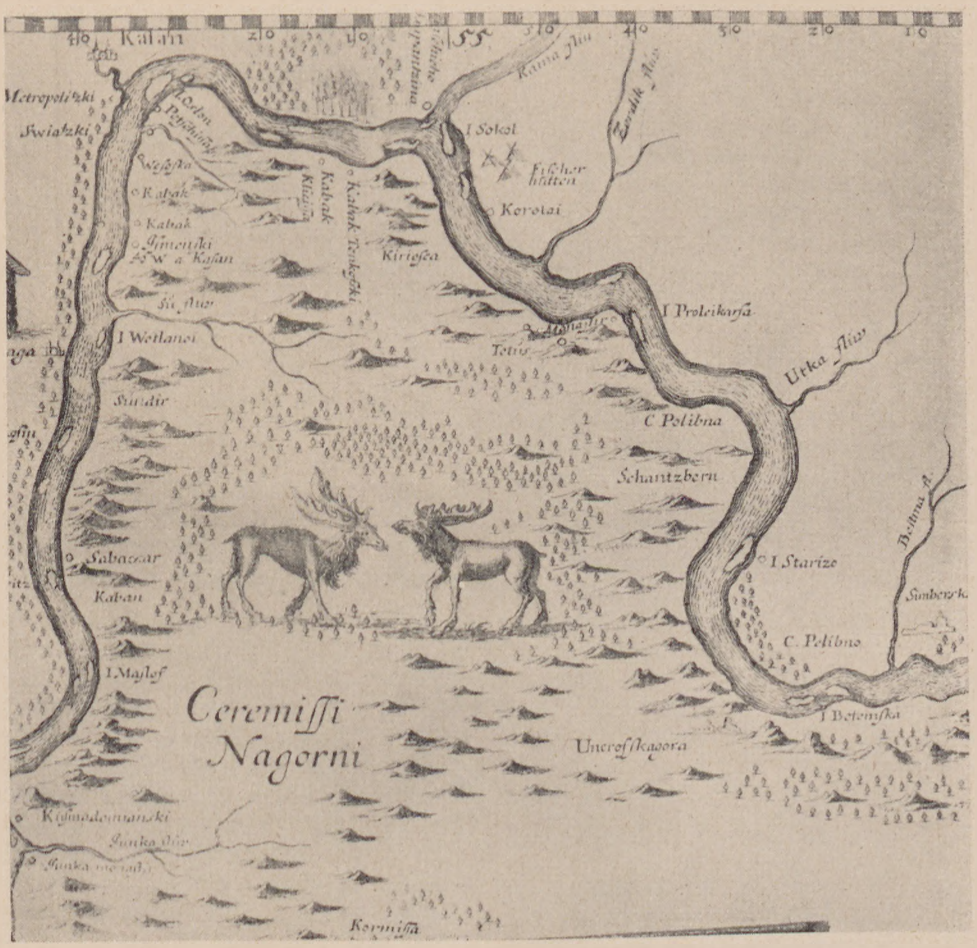
wer in Handarbeit sonderliche Wissenschaften und Griffe für sich alleine behalten will, lässet keinen Russen zusehen."

Auch deutsche Bergleute leisteten in Rußland Pionierarbeit. „Gangbare Bergwerke hat dies Land zuvor nicht gehabt. Vor wenig Jahren aber hat sich an der Tatarischen Grenze bei Tula 26 Meilen von Muszcow eines aufgetan. Ist durch etliche deutsche Bergleute, so J. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen auf J. Zaar Majest. Bitte hinein geschicket, in Stand gebracht worden, hat bisher gute Ausbeute gegeben, bringet aber meist Eisen."

Deutsche waren keineswegs nur in Moskau und seiner näheren Umgebung zu finden. „Nisen (Nischni-Nowgorod) wird von Russen, Tartern und Deutschen bewohnt, allhier haben wir die letzten Lutheraner, so nach Orient gelegen, welche die Übung ihrer Religion in einer öffentlichen Kirche treiben mochten, gefunden, war damals eine Gemeinde bei 100 Personen. Ihrer viel waren Krieges Officirer, so teils in des Großfürsten Dienste, teils von Wartegeldern, Bier und Branntwein Brauen und Schenken, welches ihnen aus sonderlicher Begnadigung zugelassen, sich erhielten."

Nimmt man alles zusammen, so erhärtet das Werk des holsteinischen Reisenden die in jüngster Zeit im Zuge der deutschen Volksgeschichtsschreibung herausgearbeitete Tatsache, daß Deutsche überall in der Welt in fremdem Sold für fremde Völker Leistungen vollbracht und Werte geschaffen haben: Um so mehr dürfen wir uns freuen, daß in naher Zukunft in erster Linie Deutschen zugute kommen wird, was deutsche Volksgenossen schaffen.

Bei weitem ausführlicher als die Lage der Deutschen in Rußland hat Olearius die Einwohner des Landes, ihre Sitten und Gebräuche, ihre wirtschaftlichen Zu-



Ausschnitt aus der Wolgakarte des Olearius

stände, kurz alles, was Aufmerksamkeit verdiente, sorgfältig beschrieben. Diesen Einzelheiten können wir nicht nachgehen. Um so erfreulicher ist es, daß er versucht hat, das Ganze der russischen Zustände, ja wir dürfen vielleicht sagen: die russische Seele zu erfassen. Unter dem Leitsatz „Die Russen sind Sklaven“ lesen wir:

„Gleich wie die Russen von Natur hart und zur Sclaverey gleichsam gebohren seynd, also müssen sie auch unter einem harten und strengem Joch und Zwang gehalten und immer zur Arbeit und zwar mit Prügeln und Peitschen angetrieben werden, worbey sie nicht so gar ungedultig sich erzeigen, weil es ihr Stand so erfordert und sie es gewohnet. Sclaven und Leibeigene seynd sie alle mit einander. Es gib auch ihr Gebrauch und Art für einem sich zu demüthigen, ihr sclavisch Gemüthe an den Tag, indem sie für einem fürnehmen Mann zur Erden greiffen, ihr Haupt tieff, ja auff die Erde schlagen, und sich gar zu eines Füßen niederwerffen, auch für die Schläge und Straffe also zu dancken pflegen. Gleich wie alle Unterthanen, hohes und niedriges Standes Personen des Zaars Goloppen, Sclaven und Leibeigene sich nennen und schätzen müssen; also haben auch die großen Herrn und fürnehme Leute hinwiederumb ihre Sclaven und leibeigene Knechte und Bauren. Die Knesen und große Herrn müssen ihre Sclaverey und Wenigkeit gegen den Zaar auch unter andern darmit bekennen, daß sie in Schreiben und suppliciren ihre unterschriebene

Nahmen alle im diminutivo setzen müssen, als Iwaske, Hanßgen, für Iwan, Johannes, also auch Petruske twoy golop, Petrichen dein Sclave. Wenn auch der Großfürst jemand anredet, gebrauchet er sich solcher verkleinerlichen Wörter. Es erfolget auch offt auff das Verbrechen großer Herren, solche barbarische Straffe, nach welcher man ihre Sclaverey abmessen kan. Daher sagen sie auch: alles was sie haben, gehöre Gott und dem Großfürsten zu.

Auch die Außländer wenn sie in des Zaars Dienst begriffen, müssen sich zu einer solchen niedrigen Demuth bekennen, und was einem darbey wol und wehe thut, mit gewärtig sein. Wiewol der Zaar auff die fürnembsten ein gnädiges Auge zu haben pflegt, können sie es doch gar leicht versehen, und Ungnade verdienen.

Was die Sclaven und Knechte der großen und andern Herren betrifft, seynd dieselben unzehlbar, und hat mancher über 50 ein und mehr 100 auff seinem Gute und Hofe. Die in der Mußcow werden meist nicht auff den Höfen gespeiset, sondern haben Kostgeldt, zwar so geringe, daß sie kaum das Leben erhalten können, daher gibt es in Mußcow so viel Diebe und Mörder."

Hat der Forscher richtig gesehen? Hat er mit dem unbestechlichen Blick des Wissenschaftlers den Kern des Problems gefunden? Heute bejahen wir diese Frage vollauf. Und wie sah das liebend-verklärende Auge des Dichters die russische Seele? Auch Paul Fleming mag mit einigen Sätzen zu Worte kommen:

„Fromm sein ist seine Kunst, von mehrem weiß er nicht,
Wenn er verstehen mag nur was sein Nachbar spricht,
So meint er, hab er gnug..."

„...Zu des Saturnus Zeiten,
Dem diß Volck noch kömpt zu, und was ihm liegt zur seiten,
Ward ebenso gelebt, da war kein Mein und Dein,
Kein Vortheil, kein Betrug, der sich hernach schlich ein.
Krieg kömpt von kriegen her. Hast du dich hier erhalten,
O Einfalt, heilge Zier, von erster Zeit der Alten,
Biß auff die Heefen uns? Ist hier dasselbe Land,
Da Ehr und Redligkeit von uns sich hingewand?"

Bezeichnenderweise hat des Dichters Freund zu diesen Worten ein großes Fragezeichen gesetzt, indem er ein Utinam (o daß doch!) an den Rand schreibt.

Wir können von Olearius und seinem Werk nicht Abschied nehmen, ohne nochmals der Gesandtschaft zu gedenken. Von Persien gelangte sie am 23. Juli 1639 nach fast vierjähriger Reise in Travemünde wieder an. Auf das frohe Wiedersehen in der Heimat fiel ein trüber Schatten. Der Gesandte Otto Brüggemann hatte sich nicht als hansischer Kaufmann gezeigt und bewährt. Es scheint, als ob er nur seinen Vorteil im Auge gehabt habe. Er wurde angeklagt, „an hohe Personen abgegangene Schreiben erbrochen und gefälscht" zu haben, ja, Unterschlagung wurde ihm vorgeworfen. Schließlich verurteilt ihn ein Gerichtsspruch zum Tode.

So ist die Reisebeschreibung des Adam Ölschläger das einzige bleibende Ergebnis der großangelegten Reise. Sein Andenken lebt fort mit seinem Werke und in den Worten hohen Lobes, die Goethe dem „trefflichen Olearus" gewidmet hat, als er der Leistungen gedachte, die ihm für seinen west-östlichen Diwan zugute kamen.

KULTURSPIEGEL DES OSTENS

40 Jahre Stadttheater Beuthen

Kattowitz, Anfang November.

40 Jahre Theatergeschichte. In einem Binnengau des Reiches würde man eine solche Zeitspanne kaum zum Anlaß eines festlichen Gedenkens nehmen. Im industriellen Grenzland des Ostens, wo bis vor wenigen Jahren dem Auf und Ab der wirtschaftlichen Konjunktur seitens der Staatsführung kaum ein kulturelles Gegengewicht zugebilligt wurde, wo es stets und immer wieder nur auf die private Einsicht und den persönlichen Opfergeist der führenden bürgerlichen Schicht ankam, um den offensichtlich vorhandenen Kulturhunger wenigstens notdürftig zu stillen, zählt jedes Jahr kulturellen Werdens als Kampfjahr doppelt und dreifach. Wenn daher das Stadttheater Beuthen — heute Sitz des Oberschlesischen Landestheaters — sein 40jähriges Bestehen vom 27. September bis 6. Oktober mit einer von künstlerischen Ereignissen erfüllten „Jubiläumswoche" beging, so bedeutete diese Erinnerung wohl mehr als nur den Ehrgeiz, der nicht immer glücklich anmutenden „Wochen"-Mode des zeitgenössischen Theaters zu fröhnen. Dies um so mehr, als das oberschlesische Theaterleben an einem entscheidungsvollen Wendepunkt seiner Entwicklung steht und mit der neuen organisatorischen Aufteilung dem Oberschlesischen Landestheater Beuthen auch neue Aufgaben gestellt sind.

Als größte Grenzlandbühne des Reiches, wirtschaftlich getragen von der Städtegemeinschaft Beuthen, Hindenburg OS. und Gleiwitz, hatte das Oberschlesische Landestheater von Beuthen aus einen Raum von mehr als einer Million Einwohnern künstlerisch zu betreuen. Die größte Schwierigkeit lag wohl in der Notwendigkeit, den Charakter eines feststehenden Theaters (und diesen mußte man zur Erhaltung des traditionellen, sehr hochstehenden künstlerischen Niveaus unbedingt bewahren) mit den Aufgaben und technischen Gepflogenheiten einer Wanderbühne zu verbinden. Dazu bedurfte es neben einem umfänglichen und vorzüglich eingespielten technischen Apparat vor allem eines persönlichen Einsatzes, der kein „Ensemble" im üblichen Sinne, sondern eine echte künstlerische Werkgemeinschaft voraussetzte. Diese bei Schauspielern, Sängern, Chor und Orchester vorbehaltlos verwirklicht zu haben, ist das Verdienst des Intendanten Heinz Huber, der das Theater seit 1938 führt und bereits als langjähriger Leiter des Stadttheaters Saarbrücken reiche Erfahrungen im kulturellen Grenzlandkampf gesammelt hatte. Wenn man weiß, daß das Oberschlesische Landestheater Beuthen seit 1936 (neben seinen Spielzeiten in Hindenburg und Gleiwitz!) mehr als 500 Vorstellungen jenseits der alten Reichsgrenze, oft unter dem Druck ärgster Schikanen durch die polnischen Behörden, gegeben hat, kann man sich ein ungefähres Bild von dem Ausmaß des leistungsmäßigen Einsatzes und des idealistischen Schwunges machen, von dem seine kultur- und volkspolitisch so bedeutsame Arbeit getragen war.

Durch den Willen zum selbständigen Kulturausbau, der sich im befreiten Gebiet allerorts in beglückender Weise bemerkbar macht und besonders durch Gauleiter und Oberpräsident Fritz Bracht lebhaft gefördert wird, ist nun das Oberschlesische Landestheater arbeitsmäßig entlastet und sein Aufgabenkreis auf ein auch für die Dauer vertretbares Maß verengt worden. Der September stand im Zeichen von Theaterneueröffnungen. So hat die Gauhauptstadt und ihr gleich großer Nachbar in den Städtischen Bühnen Kattowitz/Königshütte ein Institut erhalten, das unter der Leitung von Intendant Generalmusikdirektor Dr. Otto Wartisch seine Arbeit aufgenommen hat und, mit Reichsmitteln glänzend ausgestattet, daran geht, seine erste künstlerische Bewährungsprobe abzulegen. Im Opernhaus Kattowitz begann man mit Wagners „Lohengrin" (Musikalische Leitung: Dr. Wartisch, Inszenierung: Dr. Wahle), im Schauspielhaus Königshütte (Schauspieldirektor Arnold Putz) mit einer verheißungsvollen Aufführung der „Maria Stuart". Im Stadttheater Teschen, dem schönsten Theaterbau des Gaues, machen sich unter der Führung von Intendant Ludwig beträchtliche künstlerische Ambitionen bemerkbar, die insbesondere der zeitgenössischen Bühnendichtung zugute kommen sollen. Wie Teschen ist auch Bielitz altösterreichischer Kulturboden. Auch hier wurde ein neues Stadttheater eröffnet: man sah hier eine von Intendant Bruno Waechter vorbereitete Inszenierung des „Käthchen von Heilbronn", die dem volkstümlich-romantischen Charakter der Kleistschen Dichtung wundervoll gerecht wurde.

Ist an all diesen neuen Pflegestätten deutscher Kunst im volkspolitischen Kampfraum der Wille zum Aufbau und das Streben nach vollwertiger künstlerischer Leistung in bezwingender Weise spürbar, so bekundete die Festwoche „40 Jahre Beuthener Theater" den Wert einer traditionsverbundenen und organisch gewachsenen, in zahllosen Auseinandersetzungen bewährten, aber auch ihrer Grenzen bewußten Theaterkultur. Eine lehrreiche Einführung in die Festwoche war die Eröffnung der Ausstellung „Ein halbes Jahrhundert deutsches Theater", die von Universitätsprofessor Dr. Carl Niessen-Köln zusammengestellt war und an Hand von originalen Bühnenbildentwürfen und Figurinen die Entwicklung des deutschen Thea-

ters vom Illusionismus der Meininger über den Wirklichkeitsdrang des Naturalismus und das entfesselte Theater des Expressionismus bis zum heroischen Stil der neuen Bühnenkunst aufzeigte. Prof. Niessen unterbaute zudem in einer Vortragsveranstaltung mit einleuchtenden Argumenten seine Auffassung vom Wesen einer werkverbundenen, zukunftsträchtigen Regiekunst, das sich im „Poetischen" erfülle. Bei einer eigenen Inszenierung von Eichendorffs „Freiern" fand er Gelegenheit, seine wissenschaftlich-ästhetische Erkenntnis auf die Praxis des Theaters anzuwenden.

Diese Aufführung, der eindrucksvolle Beitrag des Beuthener Schauspielensembles zur Theaterwoche, war deshalb so bedeutsam, weil es bisher an öffentlichen Theatern noch nicht unternommen wurde, das Lustspiel des großen oberschlesischen Lyrikers in seiner Originalgestalt zu geben (gebräuchlich ist vor allem die Bearbeitung von Alfons Hayduk, die gegenwärtig auch in Krakau vorbereitet wird). Der Spielleiter Nießen verschrieb sich der vom Wissenschaftler erkannten philologischen Wahrheit, befreite das Lustspiel von Bearbeitungskrücken und regiemäßigen Zutaten und schuf ihm eine Aufführungsform, die zwar noch nicht völlig befreite Komödie war, aber doch etwa die Mitte zwischen philologischem Ernst und komödiantischer Phantasie hielt. Sein Bestreben ging zunächst darauf hin, die „Poesie der Phantasie", die der Romantiker Eichendorff der „Poesie der Kritik" im zeitgenössischen Lustspiel bewußt entgegengesetzt hat, in bildhafte Eindrücklichkeit umzuwandeln. So schufen ein biedermeierlicher Gitterrahmen und ein fester Landschafts-Prospekt (in seiner panoramahaften Weite mußten sich allerdings auch intim gewollte Stimmungen auflösen) den ideenreichen Bühnenbildern Paul Schneelochs die Möglichkeit feinsinniger Stilisierung. Unterstrichen die bildmäßigen Eindrücke, zum Schluß ins Anzüglich-Parodistische gewendet, die Freizügigkeit und romantische Weite der Phantasie, so sammelte sich die Aufführung selbst in einer Dialogregie, die immer wieder vom Wort her zur Bewegung vorzustoßen suchte; am sinnfälligsten dann, wenn die romantische Ironie der Wortspiele und ihre bewußt naive Symbolik gestisch und tänzerisch bekräftigt wurden. Köstliche Heiterkeit und komödiantisches Leben formten sich aus der Fülle der Gestalten. Eine unbändige Komik strahlte von dem Vagabundenpaar Flitt und Schlender (Rolf Weidenbrück und Ferdinand Pahnecke) aus: zwei Schelmen und Rüpel von Shakespeare-Format, dennoch zwei echt romantische Gesellen, denen Liedfröhlichkeit und Rührsamkeit im Blute steckten. Mit feinen Strichen skizzierte Helmut Wittig den Hofrat Fleder, ein Musterbeispiel dezenter Komik, dem Eva Queiser als Flora und Christa Brose als Marie von der weiblichen Seite her vergnüglich sekundierten. Die pralle Lustigkeit der Verwechslungskomödie soll nach dem Willen des Dichters im lyrischen Ethos des gräflichen Liebespaares ihren künstlerischen Ausgleich finden. Käte Ewerth und Axel Rulfs gaben sich dieser Aufgabe mit warmherziger Begeisterung hin, doch nahm das temperamentvolle „Überspielen" der lyrischen Ruhepunkte beiden Gestalten manches von ihrer romantischen Entrücktheit.

Erstaunlich war an diesem Abend vor allem die komödiantische Anziehungskraft, die vom Werk auf Gestaltende und Empfangende ausging. Man fragte sich, warum es wohl notwendig war, daß diese bezaubernde Perle der deutschen Romantik erst „ausgegraben" werden mußte, und warum ganze Generationen des deutschen Theaters an diesem dankbaren Lustspiel vorübergingen, ohne seiner einfachen Köstlichkeiten gewahr zu werden.

Die Oper, seit langem der stärkste künstlerische Faktor des Oberschlesischen Landestheaters, bescherte mit glanzvollen Neuinszenierungen von Richard Wagners „Meistersingern von Nürnberg" und Strauß' „Rosenkavalier" der Theaterwoche ihre Höhepunkte. Hinreißender Beginn waren die „Meistersinger". Es darf vorausgeschickt werden, daß hier keine Anmaßung am Werke war, wie sie nicht selten bei mittleren Bühnen auch den größten und verpflichtendsten Schöpfungen gegenüber beobachtet werden kann. Mit unverbrauchtem Können, klarem Gestaltungswillen, lebendiger Theaterfreude und künstlerischem Verantwortungsbewußtsein trat man hier den erdenfesten Gestalten der „Meistersinger" gegenüber und erweckte sie — auch unter technischen Voraussetzungen, die sich mit denen der großen Opernhäuser nicht messen können — zu siechhaft jungem Leben. Intendant Huber als künstlerisch Verantwortlicher hatte die Leistungsfähigkeit seines Theaters keineswegs überschätzt, als er ihm diese Aufgabe stellte. In natürlichem Gleichmaß, musikdramatisch bedingter Intensität und stetiger Steigerung bis zum Trubel der Festwiese vollzog sich das Spiel auf der Bühne, repräsentativ eingefaßt vom Reichtum des historischen Kostüms und den architektonisch empfundenen Bildern in denen Paul Schneeloch die nürnbergische Welt von 1550 erstehen ließ. Das musikalische Ergebnis der Aufführung war ein Vorbild an Sauberkeit, Disziplin und uneingeschränkter Hingabe an den Geist des Werkes. Erich Peter als Dirigent enthüllte mit souveräner Meisterschaft die vielstimmigen Wunder des Vorspiels und setzte der aufgepeitschten Burleskerie der Prügelfuge die erschütternde sinfonische Dramatik des Wahnmonologs, der himmelstürmenden Seligkeit des Quintetts den schlichten Jubel der Schlußchöre, der oft bis zur Durchsichtigkeit verfeinerten Kontrapunktik den kompakten Einsatz massiger Klangmittel wirksam entgegen. Von den solistischen Eindrücken seien die wichtigsten registriert: Georg Schade, als Heldenbariton mit erstaunlich kraftvollem und dauerhaftem Material ausgestattet, gestaltete in Hans Sachs weniger den vergeistigten Künder künstlerischer Selbst-

bekenntnisse als den lebensnahen, liebenswerten Handwerkerpoeten. Sachjeas Ansprache, dieser erhabenste Appell an das Kulturgewissen der Deutschen, gewann durch ihn überzeugendes Format. Gustav Sauers metallischer Tenor bewältigte mit Leichtigkeit die Anforderungen der Walther-Partie und entwickelte sich im Preislied zu jugendlichstrahlender Helle. Das Evchen gewann durch Helene Zogbaum einen leichten Einschlag ins Dramatische. August Heimpel faßte den Beckmesser etwas zu wenig komödiantisch an, blieb jedoch der musikalischen Aufgabe nichts schuldig. In weiteren Partien bewährten sich Arturo Scarlorbi (David), Elsa Cavelti (Magdalene), Hans Hellbach (Pogner) und Albert Hörmeyer (Kothner). Ein Publikum, das bereits durch seine repräsentative Zusammensetzung dem festlichen Anlaß alle Ehre erwies, erlebte diese „Meistersinger"-Aufführung als großartige Huldigung an den schöpferischen Geist der Nation.

Anders in ihrer Art, aber als musikalisches Ereignis nicht minder befriedigend, war die Einstudierung des „Rosenkavalier". Ein Übermaß melodischer Beglückung und rauschhaften Klanges erfüllte drei schwelgerische Opernstunden, deren musikalischer Glanz schwerlich zu überbieten war. Am stärksten blieb der Eindruck eines Dreigestirns kostbarer Frauenstimmen haften, darin als reifste Leistung der Oktavian Elsa Caveltis: in der äußeren Erscheinung der schlanke, treuherzige „Bub" seiner Marschallin, chevaleresker Liebhaber und lausbübischer Schelm in einem. Die fast völlige Lösung dieser herrlichen Altstimme von ihrer natürlichen dramatischen Schwere berückte nicht weniger als die elegante Leichtigkeit des musikalischen Konservationstons und die hundertfarbig gestufte Skala des sängerischen Ausdrucks. Die schwierige Gestalt der Marschallin erschöpfte Helene Zogbaum bis auf den Grund ihrer ans Tragische streifenden Wehmut. Ihr reiner Sopran wurde im meisterlich gestalteten Schlußmonolog des ersten Aktes zur beseelten Trägerin weiblichster Gefühle. Zwischen diesen beiden Stimmen stand der silberzarte Sopran Greetje Burbachs, dem die melodiegesättigte Lyrik der Sophie anvertraut war. Der prachtvolle Baß Albert Hellbachs entschädigte dafür, daß sein massiv bäuerlicher Ochs die eigentliche wienerische Komödienelganz abgelegt hatte und sein „lerchenauisch Glück" nach der Art shakespearescher Rüpel genoß. Mit vorbildlicher Kleinarbeit trugen Gustav Sauer (Valzacchi), Hilde Cuny (Annina), G. Schade (Faninal), M. Knickenberg (Duenna) und A. Scarlobi (Sänger) zum Gelingen bei. Als Regisseur der geschmackvoll ausgestatteten Aufführung hatte Alfred Otto die heiklen Liebesszenen dezent ausspielen lassen, jedoch in den Bedientenszenen und in der turbulenten Komik des dritten Akts den possenhaften Elementen breiten Raum gewährt. Kapellmeister Dr. Franz Wödl schien zu der spezifischen Farbigkeit der Straußschen Klangpalette ein besonders gutes Verhältnis zu besitzen. Sein Dirigieren zeigte eine unverkennbare Liebe zur intimen Kleinwirkung und Sorge um die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit des kostbaren Klanggebäudes. In diesem Sinne war er den Sängern und Musikern stets ein zuverlässiger Führer, darüber hinaus ein glänzender Inspirator mit intuitivem Verständnis für das Sprühende und Graziös-Heitere dieser Musik.

Neben den Werken der „großen" Kunst stand auf angemessenem Platz mit kokettem Lächeln die leichte Muse. In einer von Albert Klempin lebensvoll inszenierten Aufführung von Lehárs „Paganini" bewährte sich Dr. Wödl wieder als vielseitiger, vollblütiger Theatermusiker. Edmund Cordt, Annemarie Kaiser und Elly Langer waren die beifallumjubelten Träger der Hauptrollen. Ein beschwingtes Fest für Auge und Ohr wurde schließlich der Ausklang, ein Tanzabend der Oberschlesischen Tanzbühne (Ballettmeister Hans Preus), die mit Beethoven-Tänzen, Blachers „Fest im Süden" und Bayers „Puppenfee" ein auserlesenes Programm in rhythmischer Vollendung darbot.

Wolfgang Pohl.

Das Theater im Sudetenland

Reichenberg, Anfang Oktober 1941.

Das Sudetenland gehört zu den besonders industrialisierten Gebieten Großdeutschlands. Holz, Kohle und Erze, aber auch die industrielle Regsamkeit der Bevölkerung bildeten die Voraussetzung für den Aufstieg und Entfaltung einer vielgestaltigen Industrie. So zieht sich ein vielmaschiges Netz von Werken und Fabriken von Asch im Westen bis Troppau im Osten des Gaues. Fördertürme und Schlote bestimmen ebenso den Charakter der sudetendeutschen Landschaft wie die waldreichen Berghöhen, schmalen Täler und getreideschweren Niederungen. Diese sich seit Jahrhunderten vollziehende Entwicklung hat im Gegensatz zu den anderen deutschen Industriegebieten zu einer interessanten Erscheinung geführt: nirgends kam es zur Bildung von industriellen Großbetrieben, wie z. B. der Kruppwerke, oder von Großstädten, wie z. B. von Essen. Die Zahl der Werke, die mehr als tausend Arbeiter beschäftigen, ist nicht groß. Um so größer dafür die Anzahl der kleinen Fabriken und Schächte. Sie liegen über das ganze Gaugebiet verstreut, an oder in der Nähe der natürlichen und künstlichen Verkehrswege. Andererseits gibt es im Sudetengau keine einzige Großstadt. Die Gauhauptstadt Reichenberg hat erst durch Eingemeindung umliegender Ortschaften eine Einwohnerzahl von knapp über 70 000 erreicht. Nur bei fünf Städten bewegt sich die Einwohnerzahl zwischen 30 000 und 60 000 und bei 22 Städten zwischen 10 000

und 30 000. Dagegen gibt es rund 220 Städte und Städtchen mit 2000—10 000 Einwohnern und insgesamt 3160 Gemeinden des Gaues.

Diese eigenartige Entwicklung ist durch den alten österreichischen Verwaltungsaufbau noch wesentlich gefördert worden. Er schuf in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts den „Bezirk" als niedrigste Verwaltungseinheit. Sie wurde vom tschechischen Staat übernommen und auch nach der Eingliederung der sudetendeutschen Gebiete im wesentlichen belassen worden. So gibt es heute im Sudetengau 58 Land- und Stadtkreise. die auf die drei Regierungsbezirke Karlsbad, Aussig und Troppau aufgegliedert sind. Der größte unter ihnen ist der Landkreis Tachau mit einer Fläche von 90 318 Hektar und 54 640 Einwohnern in 119 Gemeinden. Dagegen umfaßt der kleinste Landkreis, d. i. Warnsdorf, eine Fläche von 8852 Hektar mit 37 658 Einwohnern in 12 Gemeinden. Die meisten Einwohner dagegen umfaßt der Landkreis Tetschen an der Elbe. Hier wohnen auf einer Fläche von nur 60 348 Hektar 117 689 Menschen in 90 Gemeinden. Während andererseits der Landkreis Leitmeritz mit 157 die Höchstzahl an Gemeinden erreicht, die von 71 756 Menschen auf einer Fläche von nur 55 096 Hektar besiedelt werden.

So kam es, daß dem Sudetengau bis heute ein eigentlicher Mittelpunkt seines politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens fehlt und sein Schwergewicht auf die große Zahl der Bezirks- bzw. Landkreisstädte verlagert ist. Diese Tatsache hat besonders für das kulturelle Leben seine Vor- und Nachteile. So sehr sich auch alle bekannten sudetendeutschen Kunstschaffenden von Franz Metzner über Ferdinand Stäger bis zu E. G. Kolbenheyer mit ihrer Heimat verbunden fühlen, sie alle haben frühzeitig ihre Jugendstätten verlassen und Brennpunkte gesamtdeutschen Kulturlebens aufgesucht. Hier haben sie gelernt und sich in schwerem Ringen durchgesetzt. Wien, München, Leipzig, Dresden, Berlin und Breslau sind ihnen zur zweiten Heimat geworden. Ähnlich liegen die Verhältnisse auf allen anderen Kultur- und Geistesgebieten. Das Sudetenland hat im Laufe der Jahrhunderte dem deutschen Kultur- und Geistesleben eine hervorragende Anzahl von Dichtern, Denkern, Malern, Bildhauern, Komponisten, Ärzten, Ingenieuren, Wissenschaftlern usw. geschenkt. Wenige nur von ihnen haben in ihrer Heimat gewirkt oder sind in ihr gestorben. Die Kleinbürgerlichkeit des Raumes ohne Großstadt hat sie aus der heimatlichen Enge vertrieben. So offenbart sich darin ein Nachteil des Mangels großer städtischer Mittelpunkte. Die sudetendeutschen Kleinstädte haben wohl immer ein eindeutiges Bekenntnis zum gesamtdeutschen Kulturwillen. Daß ihnen die Voraussetzungen für eigene Kulturentfaltung fehlt, ist ihre Tragik, nicht ihre Schuld. Deutsche Dichter dürften kaum wo anders eine so dankbare und aufgeschlossene Zuhörerschaft bei Lesungen aus ihren Werken gefunden haben wie hier. Angesichts der skizzierten Verhältnisse ist das Ergebnis einer Rundfrage des sudetendeutschen Gauorganes „Die Zeit" an die Theaterbesucher zur Spielplangestaltung von symptomischer Bedeutung für die geistige Haltung des Sudetendeutschtums.

Zunächst ist die Zahl der Theater selbst überraschend. Die Städte Eger, Karlsbad, Marienbad, Franzensbad, Komotau, Saaz, Brüx, Teplitz-Schönau, Aussig, Leitmeritz, Reichenberg, Gablonz und Troppau haben fast durchweg ganzjährig bespielte Bühnen. Die meisten von ihnen haben ein Ensemble für alle Spielgattungen. Spricht schon diese Tatsache für die Theaterfreundlichkeit der Bevölterung. so offenbart das Ergebnis der Rundfrage folgendes:

1. Die Rundfrage hat ein besonders begeistertes Echo in der Jugend ausgelöst. Entsprechend ist daher auch ihr Anteil an den eingegangenen Antworten. Übereinstimmend ist ihr Bekenntnis zur Klassik in allen Spielarten und ihre Ablehnung des „Seichten" und „leichten Revuezeuges". Ihr Sinn strahlt nach dem „erhebenden" und „erfreuenden" Inhalt des Stücks und in seiner guten Wiedergabe. Dem entsprechend bevorzugt sie das Heldische und Harte und verlangt andererseits nach dem „Zerbrochenen Krug" und der „Minna von Barnhelm". Interessant war, daß gerade aus Kreisen der Jugend immer wieder nach guten darstellerischen Aufführungen verlangt und z. B. die Aufführung von Wagneropern abgelehnt wurde, wenn die Bühnen nicht über eine Ausstattung und über Künstler verfügen, die der Größe des Meisters gerecht werden.

2. Das Bekenntnis der Jugend zum Klassiker erfolgt in gleicher Weise in allen anderen Alters- und Berufsschichten. Das neueste Drama wird vor das Lustspiel, die Oper vor die Operette gestellt. Oft wird der Klassiker, immer aber nur das gute Stück, verlangt.

3. Die allgemein herrschende Auffassung, daß der Ernst unserer Zeit von den Bühnen Erheiterndes, Ablenkendes, Unterhaltendes usw. verlangt, wird durch das Ergebnis widerlegt. An dieser Feststellung kann sich auch nichts ändern, wenn man von der Annahme ausgeht, daß die Antworten meistens nur von Theater- und Literaturbeflissenen eingehen, die von einem wirklichen Kunstsinn erfüllt sind. Ich lasse im folgenden einige Einsender sprechen, die allen Berufsschichten angehören. So führt z. B. ein Industriebeamter folgendes aus:

„Es scheint mir selbstverständlich, daß der Spielplan auch im Kriege auf Vielseitigkeit bedacht sein soll, um den verschiedenen. durchaus erklärlichen Geschmacksrichtungen der Besucher gerecht zu werden. Im Schauspiel würde ich gern die Rückkehr zu den ewigen Werken unserer deutschen Klassiker einschließlich Kleist, Grillparzer und Hebbel fortgesetzt sehen... Neben der Pflege des klassischen Trauer- und Lustspiels wird jeder gern die repräsentativsten Werke der

neueren und zeitgenössischen deutschen Dramatiker auf dem Spielplan sehen. Gern erinnere ich mich des außerordentlich starken Eindrucks, den Dhünens „Uta von Naumburg" im Vorjahre ausübte... Dasjenige Gebiet der dramatischen Kunst, welches mir persönlich am meisten zu bieten vermag und dem ich aus der Überzeugung heraus, daß es am ehestens geeignet ist, breitere Schichten der Bevölkerung zu wahrem Kunstempfinden hinzuleiten, den Vorzug gebe, ist die Oper bzw. das Musikdrama. Ich glaube im Sinne und im Interesse vieler Theaterfreunde zu sprechen, wenn ich der Pflege dieser Kunstgattung besondere Sorgfalt gewidmet sehen möchte. Als Synthese von Wort und Klang, von dramatischer Handlung und musikalischer Empfindung stellt die Oper und insbesondere das Musikdrama im Sinne Richard Wagners meiner Ansicht nach die höchste Entwicklungsstufe darstellender Kunst überhaupt dar. Kann es Erhabeneres, Weihevolleres geben als den „Ring des Nibelungen" oder „Parsifal"?... Das Bedürfnis nach Stunden unbeschwerter Heiterkeit, gepaart mit dem Genusse einfacher, leicht faßlicher Melodien hat die Operette zur meistgespielten und meistbesuchten Kunstgattung werden lassen. Eine ihrer kulturellen Aufgabe bewußte Bühnenleitung wird das klassische Dreigestirn der Wiener Operette: Johann Strauß, Millöcker, Suppé, in den Mittelpunkt des Operettenspielplanes rücken. In ihren Werken, denen sich noch diejenigen Ziehrers, Zellers und Heubergers anreihen, zeigt sich auch die heitere Kunst in unverwüstlichem Reiz. Die zeitgenössische Operette hat nur in Lehár einen Vertreter, der den Altmeistern ebenbürtig ist. Die Werke der genannten Komponisten sind es, die ich mir vor allem im Operettenspielplan wünsche. Da die Nachfrage nach Operetten erfahrungsgemäß bedeutend größer ist, als die Auswahl unter den wirklich guten Werken dieser Kunstgattung wird die Bühnenleitung auch zu Werken greifen müssen, die dem Bedürfnis nach Unterhaltung nachkommen, auch ohne besonderen Wert zu haben. Es wäre nur zu wünschen, daß die Breite, welche derartige Stücke im Spielplan einnehmen, etwas eingedämmt würde. Daß die Werke der jüdischen Notenfabrikanten, welche besonders in der Zeit nach dem Weltkriege wie Giftpilze in die Höhe schossen, auf einer Bühne im Dritten Reich selbstverständlich keinen Platz haben, ist ganz besonders zu begrüßen. Kein wahrer Musikfreund wird ihnen eine Träne nachweinen... Der Spielplan soll im Kriege dem Ernst der Zeit dadurch Rechnung tragen, daß er in erhöhtem Maße edelste Kunst in den Vordergrund stellt. Im Schauspiel möchte ich die Klassiker, sowie die großen Dramatiker der neueren Zeit bevorzugt sehen. Das Hauptgewicht möge auf die Pflege der Oper verlegt werden. Deutsche und italienische Tondichter sollen mit ernsten und heiteren Werken vertreten sein. In der Operette wünschte ich vor allem die klassischen Wiener Meister zu hören. Hingegen wäre eine strenge Auswahl unter der üblichen Operettenproduktion erwünscht. Allzu seichte Stücke sollten überhaupt vermieden werden."

Spricht aus diesen Ausführungen auch unverkennbar der alte Theater- und Kunstfreund, der ausdrücklich betont kein „Sachverständiger" in Kunstfragen zu sein braucht, so hat er doch nur gewandter in Worte zu kleiden vermocht, was eine Fabrikarbeiterin T. K. aus Reichenberg mit folgenden Sätzen sagen will:

„Ich bin Abonnent des Theaters und bemerke ich, daß im vergangenen Jahr die Oper zu wenig gegeben wurde. Unsere großen Meister Wagner, Weber, Mozart, Johann Strauß hörten wir beinahe gar nicht. Man versprach uns dieses Jahr die „Meistersinger" und hoffen wir, daß diese 10—20mal aufgeführt würden. Im Schauspiel hörten wir zu wenig Klassiker und patriotische Stücke..."

Als drittes Beispiel für die Einstellung offenkundiger ständiger Theaterbesucher führe ich noch einen Auszug aus der Einsendung eines im Ruhestand lebenden Steuersekretärs an, womit zugleich auch ein Querschnitt durch die Altersklassen gegeben ist. Er schreibt:

„Wir leben in einer sehr großen, ernsten Zeit. Mit Recht will der Führer, daß die Muse nicht schweigt, sondern auch dem Soldaten, dem Arbeiter die notwendige Ausspannung gewähren soll. Selbstredend soll im Kriege der Ernst im Spielplan vorherrschen, das klassische Drama Schillers „Wallenstein" und „Tell", Kleists „Hermannschlacht", Hebbels „Nibelungen" sollen mehr gegeben werden und außerdem natürlich das zeitgenössische Schauspiel recht gepflegt werde. Daß ich als Oper- und Musikfreund selbstverständlich auch die Oper an einen sehr hohen Platz stelle, ist selbstverständlich. Richard Wagner marschiert an der Spitze, dann Mozart (könnte im heurigen Mozart-Jahre der hier lange nicht gegebene „Don Juan" gespielt werden, zusammen mit dem köstlichen „Figaro"?), Weber, Lortzing, Verdi usw. Daß heuer „Falstaff" gegeben wurde, ist allen Musikfreunden sehr lieb. Daß ich ebenfalls der klassischen Operette eines Johann Strauß, Millöcker, Suppé und dem Meister Lehár sehr geneigt bin, ist selbstverständlich. Die moderne Operette bietet jetzt, speziell im Kriege, nicht viel. Daß der Humor auch nicht ganz fehlen soll, ist selbstverständlich. Ein gutes Volksstück von Raimund und Anzengruber, ein gutes älteres oder neues Lustspiel kann zur Abwechslung mitgespielt werden, nur muß aller Kitsch in Operette und ausgesprochenen Stücken fernbleiben."

Und nun sollen Einsender zum Worte kommen, die sich selbst als „gelegentliche Theaterbesucher" charakterisieren und mehr der „Zerstreuung" und „Ablenkung" vom Alltag wegen das Theater aufsuchen. Was erwarten sie? Ein Reisender schreibt:

„Im Kriege wie im Frieden bleibt selbstverständlich die grundsätzliche Auffassung von

der Aufgabe des Theaters und der Art ihrer Durchführung unverändert, weil sie im Kriege wie im Frieden in denselben Prinzipien fundiert ist. Aber es hieße die lebendige Verbundenheit von Theater und Gemeinschaft aufheben, wenn die Tatsache, daß unser Volk jetzt um seine Existenz kämpft, sich in der praktischen Spielplangestaltung nicht irgendwie ausdrücken sollte. Bei eifriger Überlegung und Ausschaltung aller persönlichen Interessen kann die Veränderung in nichts anderem als in der Verlagerung des Schwergewichts bezüglich Werk- und Aufführungszahl nach der Seite des ernsten Stücks hin bestehen. Dies nicht nur deshalb, weil der Mensch dauernde Schaffenskraft und echte Schaffensfreude nur aus innerer Sammlung schöpft, und diese wieder nur aus ernsten Gedanken wächst; sondern einfach schon aus einem Gefühl der Solidarität (aus welchem heraus doch wohl z. B. das Verbot der Tanzunterhaltungen erlassen wurde) mit den Millionen von Volksgenossen an den Fronten, die täglich dem Tode ins Auge sehen: die draußen freuen sich, daß wir in der Heimat besitzen dürfen, was sie entbehren müssen; aber sie sollen auch immer wissen können, daß uns die Geschenke der Kunst nicht von ihnen und ihrem schweren Erleben wegführen, sondern im Verstehen und in der Bereitschaft immer nahe halten." ...

In die gleiche Kerbe schlägt ein Regierungsinspektor, dem sein Dienst nur selten Zeit zum Theaterbesuch läßt. Er nimmt zur aufgeworfenen Frage wie zeigt Stellung:

„... Zieht man die Tatsache in Betracht, daß der Krieg viele Menschen, namentlich die von tiefem Herzeleid betroffenen, vor die Frage nach dem Sinne des Lebens stellt, so wird man unwillkürlich bei der Beantwortung der Umfrage dazu bewegt, vom Theaterspielplan mehr oder weniger Werke ernsten Inhalts, insbesondere Klassiker, zu erwarten. Der Zug zum Heldischen, Kämpferischen liegt im deutschen Wesen begründet, ebenso wie die Ehrfurcht und Ergebenheit vor Ewigem, Göttlichem. Die gewaltigen Siege des tapferen deutschen Soldaten geben m. E. Veranlassung genug, das Kulturleben der Heimat entsprechend zu gestalten. Die gegenwärtige Zeit ist deshalb zu kostbar, um sie mit Seichtem, Spielerischem zu vergeuden. Das Theater der heutigen Zeit betrachte ich deshalb als eine Erziehungsstätte des deutschen Volkes, den Spielplan als den „Stundenplan" und wohl der Intendanz, wenn sie es versteht, der großen Aufgabe gerecht zu werden."

Ein Arbeiter fordert ohne jede Begründung:

„... Oper: Mozart und Wagner und dann vor allem italienische Opern (Verdi, Operette: Bevorzugung der klassischen Operette. Die moderne Operette in neueren Fassungen, wie z. B. „Axel vor der Himmelstür". Schauspiel: Schiller, Shakespeare, Ibsen (warum wird gerade Ibsen vernachlässigt?), Grillparzer. Ich bevorzuge die klassischen Werke vor den modernen ..."

Für alle jene aber, die das Lustspiel vor das ernste Schauspiel, die Operette vor die Oper stellen, sollen zwei Frauen ihr Bekenntnis ablegen. So schreibt eine Krankenschwester: „... Also ganz aufrichtig, am liebsten sehe ich eine Operette (an erster Stelle von Lehár) oder ein Lustspiel. Denn nach des Tages Müh und Lasten heitern mich diese Stücke wenigstens auf und bringen mir die beste Zerstreuung. Doch auch unsere Klassiker liebe ich, die sollten nicht vergessen werden, denn sehr, sehr gern besuche ich auch diese Stücke. Nicht nur, daß sie eine Erinnerung an die Studienzeit sind, als man in der Schule diese Werke mit verteilten Rollen voller Begeisterung las, Monologe auswendig lernte und sich als „Gretchen", „Luise", „Hero", „Minna", „Penthesilea" usw. fühlte, man entdeckt auch heute noch in diesen Dramen immer wieder aufs neue schöne, lehrreiche Stellen, die den Alltag erhellen und lange nachwirken. Opern höre ich nicht sehr gern, denn dazu müßte ich mich schon Tage vorher darauf vorbereiten, das Textbuch studieren und mich in die Musik einführen. Dazu habe ich leider keine Zeit. Außerdem bin ich am Abend viel zu abgespannt und müde, um mich in die Feinheiten der schweren Musik einzuleben ..."

Und eine Postangestellte schreibt kurz und bündig: „... Zur Entspannung und Erholung nach anstrengender Arbeit wünsche ich mir im Theater ein gutes Lustspiel, eine klassische oder auch moderne Operette, zur Abwechslung aber auch eine Oper oder ein neuzeitliches Drama. Nur auf solche seichten Stücke, wie sie voriges Jahr gegeben wurden, ich nenne hier nur „Liebe auf den ersten Blick", „Maskottchen" und „Frau ohne Kuß" verzichte ich gern und hoffe, daß uns ähnliches heuer nicht mehr vorgesetzt wird" ...

So klingt aus all diesen Briefen ein mahnendes und verpflichtendes Bekenntnis zu den ewigen Werten einer wahren Kunst und offenbart sich trotz aller Anfechtungen einer verführerischen Geschmacksbildung die deutsche Seele in ihrer unbefleckten Reinheit.

+

In Erfüllung eines Wunsches des Gauleiters und Reichsstatthalters Konrad Henlein, daß sein Gauorgan „Die Zeit" auch nach dem Kriege ein Spiegel der Bewährung der Sudetendeutschen in dem schicksalshaften Ringen unserer Zeit sein soll, hat der NS.-Gauverlag ein Preisausschreiben für die beste Kurzgeschichte veranstaltet, das zum Thema hat „Das Erlebnis des Krieges an der Front und in der Heimat". In Form von Kurzgeschichten soll das Thema behandelt werden. Der erste Preis beträgt 500,— RM., der zweite Preis 300,— RM. und der dritte Preis 200,— RM. Weitere 1000,— RM. sind zum Ankauf für vom Preisgericht vorgeschlagene Arbeiten zur Verfügung gestellt. Insgesamt stehen also für dieses Preisausschreiben, an dem sich alle deutschen Schriftsteller, die der Reichsschrifttumskammer angehören, beteiligen können, zur Verfügung. Karl Viererbl.

DANZIG
GOTENHAFEN



Der deutsche Großhafen

von weltbekannter Leistungsfähigkeit



Horst Oldendorf

Reederei & Befrachtungskontor

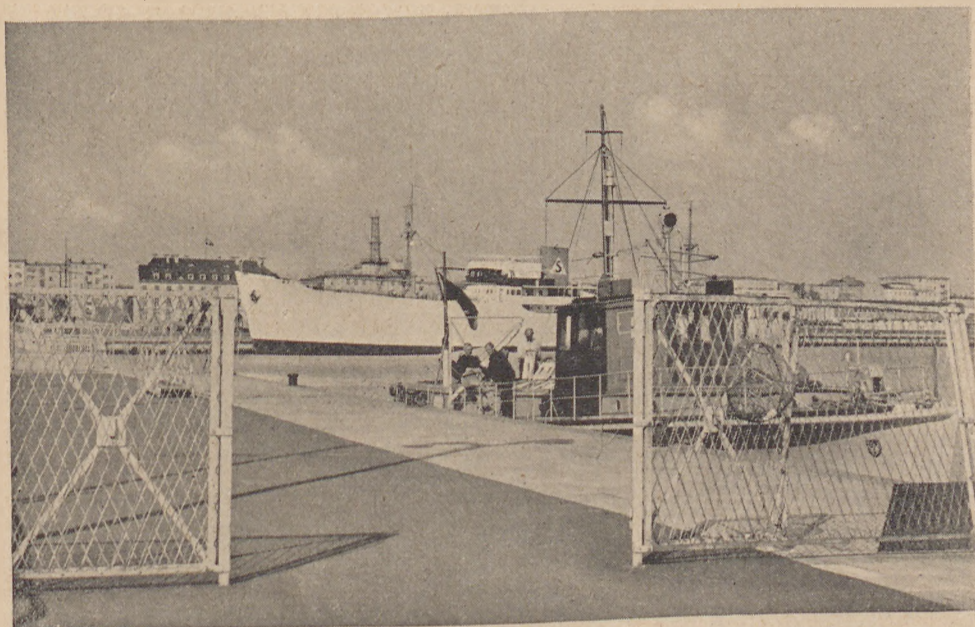
Danzig

Fernruf: Nr. 245 41

Tel.-Adr.: „Oldenship - Danzig"

Gotenhafen die aufstrebende Stadt mit günstigen Entwicklungsmöglichkeiten für Handel, Handwerk und Industrie

Auskunft: Verkehrs- und Werbeamt der Stadt Gotenhafen



ZOPPOT *mit seinem 600 m in die Ostsee hineinragenden Seesteg, dem längsten Europas*




PATENT